

Karl Fallend

Unsere Forschung bewegt uns – aber von wo wohin?

Nationalsozialismus in biographischen Gesprächen. Empirische
Blitzlichter auf ›Angst und Methode‹ im qualitativen Forschungsprozess¹

Der erste Psychoanalytiker, der in Österreich einen Lehrstuhl für Psychologie innehatte, war Igor A. Caruso (1914–1981). Adelliger Herkunft, Kosmopolit, in vielen Sprachen zu Hause, entwickelte er sich nach langen Wanderjahren vom Tiefenpsychologen im katholischen Milieu zum linken Psychoanalytiker, der in Forschung und Lehre die sozialen Aspekte der Psychoanalyse² in den Mittelpunkt rückte. Mit seinen MitarbeiterInnen schuf er an der Universität Salzburg ein Institut, das ob seiner Liberalität, seiner sozialkritischen und politisch relevanten Themenvielfalt und einzigartigen psychoanalytischen Grundausrichtung über die Grenzen des Landes bekannt war. Obwohl die wenigsten Studierenden meiner Generation Igor Caruso persönlich gekannt haben, war seine Ausstrahlung gegenwärtig. Das Institut trug seine Handschrift. Und: Es war spannend, dort zu studieren.

Besonders prägend war für StudentInnen die Bekanntschaft mit der Ethnopsychanalyse, wie sie durch Paul Parin, Fritz Morgenthaler, Goldy Parin-Matthèy u. a. in Zürich und Georges Devereux begründet wurde. Viele waren fasziniert von den methodisch gesetzten Schwerpunkten: »vorwiegend qualitatives Arbeiten, bei dem die Darstellung von Fallgeschichten und das ›Geschichtenerzählen‹ eine wichtige Rolle spielen; Transparenz der Forschungsbeziehung durch die Reflexion von Übertragung und Gegenübertragung [...]; Deuten der situationsspezifischen, subjektiven und emotionalen Materialien [...]; Beachten von Sequenzen, d. h. Prozesshaftigkeit der Forschung bzw. Forschungsbeziehung.«³

Das Standardwerk von Georges Devereux aus dem Jahre 1967 war uns richtungsweisend: *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*,⁴ in dem er die Gegenübertragung als *die* Erkenntnisquelle der Sozialforschung postulierte und die Angst der WissenschaftlerInnen vor ihrem Gegenstand zum Ausgangspunkt seiner

Überlegungen machte. Eine Weiterführung Freuds, der als erster erkannte, dass die Probleme zwischen AnalytikerIn-AnalysandIn, BeobacherIn-Beobachtetem, InterviewerIn-InterviewpartnerIn, nicht nach einem Abwehrmanöver, sondern nach »einer bewussten und rationalen Handhabung und Auswertung dieses irreduziblen Faktums verlangen«. ⁵ Devereux stellte die Beziehung zwischen ForscherIn und Forschungsobjekt ins Zentrum seiner Betrachtungen und erklärte, »dass nur durch eine Veränderung der Einstellung des Forschers sich selber gegenüber eine neue Dimension der Realität, die Subjektivität des Objektes, fassbar werden könne«. ⁶

Und so sind es nicht die untersuchten Personen, sondern es ist die Subjektivität des Untersuchers/der Untersucherin, die einen Zugang zum *Wesen* der Untersuchungssituation eröffnet – und zwar unter »drei Gesichtspunkten:

1. Das Verhalten des Objekts
2. Die ›Störungen‹, die durch die Existenz und die Tätigkeit des Beobachters hervorgerufen werden
3. Das Verhalten des Beobachters: seine Ängste, seine Abwehrmanöver, seine Forschungsstrategien, seine ›Entscheidungen‹ (d. h. die Bedeutung, die er seinen Beobachtungen zuschreibt). ⁷

Die ForscherInnen verschwinden also nicht hinter ausgeklügelten Forschungsdesigns, sondern rücken in den Blickpunkt des Forschungsprozesses und der Reflexion.

Devereux definiert ganz in Anlehnung an die psychoanalytisch-therapeutische Arbeit die Gegenübertragung als »die Summe aller Verzerrungen, die im Wahrnehmungsfeld des Psychoanalytikers von seinem Patienten und in seiner Reaktion auf ihn auftreten«. ⁸ Es ist leicht nachvollziehbar, dass die Verzerrungen besonders dort ausgeprägt sind, wo der Forschungsgegenstand, der Forschungsprozess selbst Angst erzeugt. »Der Wissenschaftler, der sich mit dieser Art von Material beschäftigt, versucht sich im Allgemeinen gegen die Angst zu schützen, indem er bestimmte Teile seines Materials unterdrückt, entschärft, nicht auswertet, falsch versteht, zweideutig beschreibt, übermäßig auswertet oder neu arrangiert.« ⁹ Vornehmlich ist es immer die Angst vor dem Fremden, dem uns Unbekannten, so auch dem eigenen Verdrängten, das Freud schon als das »innere Ausland« ¹⁰ bezeichnete.

Mit seinem Buch *Angst und Methode* hat George Devereux eindrucksvoll dargelegt, dass die Subjektivität des Forschers/der Forscherin in allen Phasen des Forschungsprozesses beteiligt ist – von der Entwicklung der Forschungsfrage bis zum letzt gesetzten Punkt der Verschriftlichung und darüber hinaus in der weiteren Verwertung. Diesem Ansatz möchte ich folgen und über meine Lehr- ¹¹ und Forschungs-Erfahrungen ¹² in der Aufarbeitung des Nationalsozialismus ¹³ durch

biographische Gespräche berichten, wobei sich die Orientierung entlang einzelner Schritte im qualitativen Forschungsprozess aufdrängte. Die Kürze der Arbeit erlaubt keine gründliche Systematik, selbstredend keine Vollständigkeit. Es sind Blitzlichter, die auf einzelne empirisch-methodische Sequenzen ein starkes Licht werfen sollen, die für gewöhnlich im Dunkeln gehalten werden. Erfahrungen, die vielleicht speziell für Studierende, die sich die Methode des biographischen Gesprächs aneignen wollen, wertvolle Hinweise enthalten.

Ein Gespräch ist als sozialer Vorgang einzigartig¹⁴ und entzieht sich einer sinnvollen Quantifizierung. Die Subjektivität der GesprächspartnerInnen ist nur durch einen interpretativen Prozess zu benennen, der wiederum Emotionen, Empathie und Ambivalenzen mobilisiert,¹⁵ dergestalt beginnt eigentlich die biographische Erzählung als dynamisches Beziehungsgeschehen bereits bei der Kontaktaufnahme. Allein die Einladung zu einem biographischen Interview für eine wissenschaftliche Arbeit vermag bei ZeitzugInnen immense Irritationen auszulösen und einer positiven wie negativen Entscheidung können kräftige Phantasien vorausgehen, die sich szenisch umgesetzt in der weiteren Kommunikation niederschlagen. Eine Einladung zu einer solchen gemeinsamen Reise in die individuelle Lebensgeschichte kann sofort Affekte über vor langer Zeit Erlebtes und Verdrängtes reaktivieren, in jedem Fall Emotionen, die nicht sofort zuordenbar sind. So geschieht des Öfteren, dass nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Form, im Zeitabstand der Antworten oder im Procedere der Absprache des ersten Gesprächstermins sich Geschichten von Bedeutung ankündigen, die erst im Kontext der biographischen Erzählung ihre Einordnung finden. In jedem Fall scheint es ratsam, bereits der ersten Kontaktaufnahme besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Blitzlicht 1: Im Rahmen eines Forschungsprojekts wollte ich u. a. erfahren »inwieweit sich das real Erlebte der Großeltern- und Elterngeneration im Nationalsozialismus in generativen Verstrickungen in den Fallgeschichten der Nachfolgegeneration als subjektive Realität darstellt. In welchen Formen äußern sich die Thematisierungen des Nationalsozialismus in der therapeutischen Praxis?« Ich schrieb diese Fragen an 32 in Österreich praktizierende PsychoanalytikerInnen. Allein die Antwortquote von über 50 Prozent ließ die Brisanz der Fragestellung erahnen. Zwei davon waren besonders auffällig. Herr D. rief gleich am nächsten Tag bei mir zu Hause an – er habe mir sehr viel mitzuteilen und wolle sich dafür einen ganzen Vormittag Zeit nehmen, um mir schließlich einige Tage später am Beginn des Interviews zu eröffnen »Da ist nichts da. Fast nichts ... Was meine unmittelbare psychoanalytische Praxis ... angeht, ist praktisch nichts da.« Herr D. war ein sehr interessanter Gesprächspartner, auch wenn wir seine merkwürdige Fehlleistung nicht in den Griff bekamen,

trotzdem er meinte: »Ich habe Jahre meines Lebens verwendet oder verschwendet, könnte ich sagen, um diese Geschichte in den Griff zu kriegen.«¹⁶ Ganz anders Frau C. Sie hatte sieben Monate verstreichen lassen, um auf meinen Brief zu antworten. Das Schweigen war auch das Grundthema unseres Interviews. Sie schwieg auch in ihrer eigenen Psychoanalyse, was ihr damals und heute zu schaffen machte. Grauenhafte Kinderphantasien aus den Geschichten der Erwachsenen konnte sie ihrer jüdischen Analytikerin nicht erzählen. Sie wollte sie vor diesem Horror in Schutz nehmen. Verschiedene Formen des Schweigens mit prototypischem Charakter, die ihrerseits das eigentliche Forschungsthema repräsentierten.¹⁷

Oder

Blitzlicht 2: Im Rahmen meiner Arbeit in der Historikerkommission »Zwangsarbeit in den Hermann-Göring-Werken in Linz« erhielt ich von einem ehemaligen tschechischen Zwangsarbeiter aus Budweis/České Budějovice als Antwortschreiben eine Ansichtskarte. Eigentlich war es eine Fotomontage, die neben einer kleinen Landkarte (Ausschnitte aus dem Protektorat Böhmen und Mähren sowie Ober- und Niederdonau) eine Gruppe ehemaliger, z. T. fröhlich lächelnder junger Männer zeigte, wobei einer karikaturhaft hinzugefügt wurde, was der Karte eine nachträgliche Heiterkeit verlieh. Es war ein erster Hinweis auf das repressive Privilegien-system des Nationalsozialismus, wie unterschiedlich die ZwangsarbeiterInnen aus den verschiedenen Ländern behandelt wurden. Ein Antwortschreiben, das etwa aus der Ukraine nur sehr schwer vorstellbar gewesen wäre.¹⁸

Die Antwort auf die Frage, wo ein biographisches Interview stattfinden soll, ist keine Selbstverständlichkeit. Es ist kein Zufall, dass manche Studierende bei ihrem ersten Versuch eines biographischen Interviews den Wunsch äußern, die Universität als Ort des Gespräches auszuwählen. Die vermeintliche Rolle als GastgeberInnen, die vermeintliche Praktikabilität beziehungsweise vermeintliche Neutralität des Ortes treten sehr oft als Rationalisierung zu Tage. Ist es doch viel eher die Unsicherheit vor einem der ersten wissenschaftlichen Arbeitsaufträge, die Angst vor einem ersten psychologischen Gespräch – vor dem Unvorhersehbaren einer zwischenmenschlichen Begegnung –, und die Alma Mater soll dem geplanten Vorhaben jene akademische Würde verleihen, welche die Studierenden *ad personam in realiter* noch vermissen. Bald wird klar, dass die Wahl des Ortes ausschließlich den InterviewpartnerInnen obliegen sollte, da sie – nach dem meist schwierigen Entschluss zu einer Interviewzusage – eine möglichst geschützte Annäherung an ihre intime, oft traumatische Lebensgeschichte wünschen; selbstredend an einem Ort ihres Vertrauens. Den ForscherInnen bleibt der Auftrag, sich vorzubereiten und sich darauf einzustellen, dem Unbekannten zu begegnen. Dementsprechend – und dies ist kein Zeichen von Bequemlichkeit – überwiegt bei den InterviewpartnerIn-

nen das Bedürfnis, ein derartiges Gespräch in den eigenen vier Wänden durchzuführen. Selten sind es öffentliche Räume (Cafe, Büro etc.), und ganz selten – ich persönlich erlebte es ein einziges Mal – wurde der Wunsch geäußert, das biographische Interview in der Wohnung der ForscherInnen durchzuführen. Diese Reihenfolge war zumeist auch dem unterschiedlichen Ausmaß an Misstrauen zuzuordnen, der ambivalenten Scheu vor einer Inneneinsicht, die der Einlass in die Privaträume schon symbolisiert. Auch völlig Unerwartetes ist keine Seltenheit:

Blitzlicht 3: Eine Kollegin war bass erstaunt, als ein Interviewpartner eine Kirche als Ort des Gespräches wählte, und noch mehr, als er dort mit einer Thermosflasche Kaffee, Brötchen und Kuchen erschien. Er fühlte sich dort zu Hause. Die Kirche bot ihm am meisten Schutz und wie die Lebensgeschichte offenbarte, rettete sie dem Geflohenen einst das Leben.

Allein die Information ›wie wohne ich‹ enthält oft sehr wichtige Botschaften, die sich gar als Leitmotiv einer Lebensgeschichte zu erkennen geben können.

Blitzlicht 4: Begriffe wie Heimat, Heimkehr, Heimweh wurden mir einmal bildhaft verständlich, als ich einen ehemaligen spanisch-republikanischen Kämpfer zu Hause aufsuchte. Franz Comellas überlebte das KZ-Mauthausen. Nach der Befreiung war er nicht frei, sondern Franco zwang ihn im Land der Täter zu bleiben. Hier lernte er schließlich seine Frau kennen, gründete eine Familie und fand in Leonding bei Linz eine neue Heimat, in der er nie recht heimisch wurde. Eine überdimensionale Photographie seines spanischen Heimatortes, den er als jugendlicher Revolutionär unter Einsatz seines Lebens verteidigte, wo seine gesamte Familie zu Hause war, dominierte und überstrahlte sein Wohnzimmer und schien mir im Größenverhältnis die Dringlichkeit und sehnsüchtige Bedeutung der oben genannten Begriffe zu dokumentieren.

Oder

Blitzlicht 5: Als ich die Wohnung des ehemaligen tschechischen Zwangsarbeiters František Matějka betrat, war sofort eines offensichtlich: Ich habe es mit einem Sportler zu tun. Jede Menge Wimpel, Urkunden, Fotos, Medaillen und Pokale verriet, dass Herr Matějka auf ein langes erfolgreiches Sportlerleben zurückblicken konnte. Es war interessant zu verfolgen, wie der ehemalige Eishockeyspieler, Nationaltrainer und Profi-Manager, der sein Leben lang alltäglich mit bejubelten Siegen und schmerzhaften Niederlagen umzugehen wusste, diese Kompetenz der Verarbeitungsformen auch für seine schicksalhaften Lebensabschnitte zu nutzen verstand. Eindrücklich wie er über das drohende »Trainingslager – äh – Arbeitslager (lacht)« – so seine Fehlleistung – sprach und die szenische Einbettung seiner biographischen

Erzählung in einem gemeinsamen Besuch eines Volleyball-Europapokalspiels enden ließ. Seine Mannschaft verlor. »Macht nichts – so ist Sport«. ¹⁹

Ebenfalls von großer Bedeutung ist die Beachtung der Inszenierung einer biographischen Erzählung. Nicht nur die ForscherInnen sind nervös vor einem biographischen Interview, auch beziehungsweise vor allem die InterviewpartnerInnen sind aufgeregt und hegen vielerlei Phantasien, Hoffnungen und Befürchtungen, wenn sich der Tag nähert, an dem sie ihre zutiefst persönliche Geschichte – mit allen Freuden und Verwundungen, Stolz und Scham, Liebe, Trauer usw. – einer zumeist fremden Person preisgeben wollen, preisgeben sollen. Vorerst ist es ein Bedürfnis nach Vermittlung, oft auch der Stolz, einem wissenschaftlichen Projekt dienlich sein zu können, auch Freude und Hoffnung mögen von Bedeutung sein, – oft das erste Mal – Verständnis zu finden beziehungsweise geduldige Ohren, die das Erzählte ertragen, anerkennen und behutsam im historischen Kontext einzuordnen wissen. Damit in Begleitung meldet sich häufig ein Unbehagen, das aus den Phantasien über gegenteilige Konsequenzen resultiert. Mögliche Kränkungen sind leicht vorstellbar und tun ihre Wirkung. Die Missachtung dieses Spannungsfeldes seitens der ForscherInnen ist nicht selten Folge einer illusionären Sehnsucht nach einem reibungslosen, konfliktfreien Forschungsablauf, der nicht zu haben ist. Vor allem unerfahrene und/oder auf Fragenkatalog und methodische Abläufe fixierte ForscherInnen übersehen oft die in Szene gesetzte biographische Erzählung und registrieren Unvorhergesehenes bloß als Störfaktoren. In diesem Zusammenhang ist mir eine in New York lebende Psychoanalytikerin in bleibender Erinnerung, die ich auf einem Kongress kennen lernte:

Blitzlicht 6: Die zierliche, elegante alte Dame, die Auschwitz überlebt hatte, erzählte, dass sie drei Mal über ihr Erlebtes, über ihr Leben gesprochen habe und es sind drei völlig unterschiedliche Lebensgeschichten, drei verschiedene Leben daraus geworden. Die kürzeste Lebensgeschichte gestaltete sich für die Steven-Spielberg-Foundation. Ganz aufgeregt, der prominenten Stiftung ihr traumatisiertes Leben anzuvertrauen, auf Video festgehalten zu werden, wollte sie auch für die Nachwelt trotz/wegen der grässlichen Erzählung hübsch aussehen und kaufte sich ein schönes weißes Kleid. Ebenso empfing sie nervös das Interview-Team, das mit seinem technischen Equipment die Wohnung eroberte. »Wäre es nicht möglich« – so die Gäste, »das Kleid zu wechseln? Weiß komme nicht gut im Film.« Das Gespräch war zu Ende, bevor es begonnen hatte. »It's a gift!«, meinte Frau P., es gehe darum, wie mit dem Geschenk einer biographischen Erzählung umgegangen wird.

Dazu zählt auch, als Beschenkte wahrzunehmen, wie und in welcher ›Verpackung‹ dieses Geschenk präsentiert wird. Gerade die Anfangsphase einer biographischen Erzählung ist beiderseits von Nervosität geprägt, und es ist wichtig zu erkennen, welche sicherheitsspendenden Hilfsmittel herangezogen werden,

um diese Nervosität zu bannen, die fremde Situation bestmöglich erträglich zu gestalten. Der methodische Kunstgriff von standardisierten Einstiegsfragen ist verständlich und oft hilfreich, nur sollte er nicht zum Mittel werden, die der eigenen Angstbewältigung dient. Trotz unterschiedlicher Zielsetzung scheint mir hierin das »psychoanalytische Erstgespräch« vorbildhaft, bei dem die systematische Befragung ans Ende des Interviews gelegt wird, was bedeutet, dass »für die szenische Entfaltung des aktuell unbewussten Themas die Bühne noch völlig neu und frei von allen Wiederholungen ist.«²⁰

InterviewpartnerInnen sind ebenso auf unterschiedliche Art vorbereitet, und dies sollte – auch wenn es manchmal schwer fällt – anerkannt werden. So kann es sein, dass einem das Haus, die Kakteensammlung, der Weinkeller, das Geschäft gezeigt oder die gesamte Familie vorgestellt wird. Auch kann ein Essen bereitet sein, oder Fotos und Dokumente sind schon sorgfältig aufgelegt, die unbedingt zuerst gesichtet werden sollen. Alles in allem sind es wichtige Inszenierungen, die Respekt und Aufmerksamkeit verdienen. Sie handeln auf ausgewähltem sicherem Terrain und es ist nicht selten, dass sie im direkten Bezug zur bevorstehenden lebensgeschichtlichen Erzählung stehen. Dazu ein interessantes Beispiel:

Blitzlicht 7: Im Rahmen ihres Forschungsprojekts über Ehen während und nach dem Zweiten Weltkrieg interviewte Ela Hornung auch Otto Tischer, den sie zu Hause aufsuchte. Beide anfangs etwas steif und befangen, hatte ihr Interviewpartner »auf dem Tisch eine Menge von Landkarten, Dokumenten und Aufzeichnungen ausgebreitet: riesige Karten mit bunt eingezeichneten Frontverläufen, Schlachten und Truppenbewegungen der Wehrmacht sowie eigene schriftliche biographische Aufzeichnungen waren fein säuberlich in großen Mappen geordnet, für unser Gespräch vorbereitet. Von Beginn an ließ sich Otto Tischer nur schwer davon abbringen, immer wieder direkt aus seinen Aufzeichnungen vorzulesen oder sich beim Erzählen von den eingetragenen Datierungen leiten zu lassen. Nicht, dass ich an seinen Materialien nicht interessiert gewesen wäre, aber ich wollte nicht, dass er nur die Frontverläufe referierte, denn für die Sichtung seiner Dokumente hatte ich einen eigenen Termin vorgesehen. Heute finde ich mein Verhalten kritikwürdig, da ich – entgegen meinen eigenen Ansprüchen den/die InterviewpartnerIn möglichst in seiner/ihrer Strukturierung frei folgen zu lassen – ihm meine eigenen Vorstellungen einer Interviewhaltung aufzwang.«²¹

Ela Hornungs selbstkritische Einschätzung erachte ich für sehr wichtig. Die Landkarten boten Herrn Tischer Sicherheit, dort war er zu Hause, zumal er im Krieg als Messoffizier eingesetzt war, schon 1931 ein Studium des Vermessungswesens begonnen hatte und nach dem Krieg im Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen beschäftigt gewesen war. Die Zurückweisung entzog ihm die Hilfe der

optischen Orientierung in seiner Lebensbeschreibung, die er mit seinen Mitteln quasi kartographisch wiedergeben wollte. Die Bedeutung und wohl auch Kränkung wurde erst später offensichtlich: »Nach Ende des Interviews war er jedoch auf meine Frage hin zunächst nicht bereit, mir die Dokumente leihweise zum Vervielfältigen zur Verfügung zu stellen.«²² Erst vier Jahre später, nachdem er seine eigene Autobiographie verfasst hatte, konnte er davon loslassen und kontaktierte die Autorin.²³

Oder

Blitzlicht 8: Nach einer langen Anreise kostete es mich viel Kraft, dem Wunsch eines Interviewpartners nach zu kommen, ein vorbereitetes Tonband anzuhören. Er habe nämlich schon Teile seiner Erfahrungen für eine Radiosendung zur Verfügung gestellt. So saßen wir uns zwanzig Minuten schweigend gegenüber und lauschten der Jahre alten Dokumentation. Nach Beendigung stellte er mir die gehörte Ton-Kassette zur Verfügung und vermittelte mir den Eindruck eines Gesprächsendes, noch bevor es begonnen hatte. Was als Hilfestellung für mich gedacht war, diente meinem Gesprächspartner als beruhigende Möglichkeit, mit geringem psychischen Aufwand unsere Abmachung einzuhalten. Kein Wunder, dass die folgenden Stunden des Gesprächs mit der Radio-Reportage wenig gemein hatten.

Dies letzte Beispiel verweist auf ein Problem, das bei biographischen Erzählungen dann an Bedeutung gewinnt, wenn InterviewpartnerInnen schon oft ihre Lebensgeschichte sprachlich gestaltet haben und geübt sind in Interviewsituationen. Den ForscherInnen ist ein emotionaler Zugang verbaut, da die (zumeist unbewussten) Unterscheidungen zwischen ›wichtiger‹ und ›unwichtiger‹ Information, die, spontan gefällt, oft auch von heftigen Emotionen begleitet sind, ihrerseits schon eine Geschichte der Verarbeitung haben, die nur mehr schwer zugänglich ist. Durch das fehlende Überraschungsmoment der spontanen Erinnerungsarbeit ist man auch vor überraschenden Affekten verschont, was die Tätigkeit des Zuhörens nur scheinbar erleichtert. Aleida Assmann hat für diese Form der stabilisierten Erinnerung, der Versprachlichung in der Erzählung, der Anekdote, eine sehr treffende Beschreibung gefunden. »Bei solchen Erinnerungen, die durch wiederholtes Erzählen regelrecht poliert worden sind, verlagert sich die Kraft der Stabilisierung allmählich vom Affekt in die sprachliche Formel.«²⁴ Dies gilt auch *vice versa*. In der Gegenübertragung wird oft spürbar, dass die Begegnung mit solchen polierten Erinnerungen ohne hohen emotionalen Aufwand stattfindet, da nur mehr der kontrollierte manifeste Text zur Bearbeitung zur Verfügung steht.

Blitzlicht 9: Ein Kollege war nach einem biographischen Gespräch in einer sehr ambivalenten Stimmungslage. Einerseits hatte er das Gefühl ein besonders gelungenes Interview durchgeführt zu haben, weil sein Gesprächspartner in einem Fluss

redete, er kaum Fragen zu stellen brauchte und das Transkript um ein Vielfaches den üblichen Umfang überschritt. Andererseits irritierte ihn die kühle Gesprächsatmosphäre, ein fehlender empathischer Zugang – seinem Interviewpartner war emotional nicht nahe zu kommen. Beide Gefühlslagen erklärten sich durch die Mitteilung des Interviewpartners, dass er eine Woche zuvor das Manuskript seiner Autobiographie dem Verlag übergeben hätte.

Dies ist auch ein Beispiel dafür, warum ein dominant erster Eindruck z. B. »Das Interview ist sehr gut gelungen« beziehungsweise »Das Interview ist völlig misslungen« immer zu hinterfragen ist. Selten kann das Urteil aufrecht erhalten bleiben. Zumeist sind es fixierte Erwartungshaltungen, welche die Wahrnehmung der tatsächlichen Ereignisse dominieren und eine Analyse vorerst erschweren. Erwartungshaltungen, die wie Stereotypen einem Lustprinzip folgen und nur mit psychischem Kraftaufwand zu irritieren sind. Solche Irritationen zuzulassen, zu reflektieren und zu bearbeiten braucht Zeit, die oft nicht vorhanden ist (z. B. Abgabedruck), noch öfter nicht genommen wird (z. B. Abwehr durch Hyperaktivität). Zeitdruck ist ›Gift‹ für die qualitative Forschung, und ich bin Josef Patloch dankbar für die Vermittlung seines analytischen Arbeitsprinzips, das ich mir auch zu eigen machte: »Je schneller ich vorgehe, desto langsamer komme ich vorwärts.«

Von der ersten Kontaktaufnahme, über die weitere Absprache des Prozederes, dem Bedürfnis eine Lebensgeschichte zu erfahren und dem Entgegenkommen, diese mitzuteilen, sind zumeist nur zwei Personen beteiligt. So ist man üblicherweise bei einem biographischen Interview auf ein Vier-Augen-Gespräch eingestellt. Dritte irritieren das vermeintliche Gleichgewicht und werden oft als störend für den Forschungsprozess empfunden. Auch mir ging es anfänglich so, dass anwesende Dritte mir Unbehagen bereiteten und ich mich bemühte, die mir gewohnte und von mir erwartete Zweier-Beziehung wieder herzustellen, bis ich erkannte, dass auch die (un-)erwünschte Anwesenheit zur Inszenierung der Autobiographie gehören, dass ihnen eine große – wenn auch nicht immer gleich erkennbare – Bedeutung zukommt. Seither nehme ich davon Abstand, auf diesen Aspekt des Settings Einfluss zu nehmen.

Blitzlicht 10: Als ich Herrn Pahl auf seinem Landgut in der Wachau besuchte, um seine Erlebnisse und Erfahrungen als hochrangiger und mächtiger Generalsekretär in den Hermann-Göring-Werken in Erfahrung zu bringen, waren wir nicht allein. Seine Frau war ständig zugegen, bewirtete uns zwei Männer und beteiligte sich unaufgefordert am Interview, was ich in der Situation mehr und mehr als störend empfand. Immer wieder schaltete sie sich in das Gespräch ein, unterbrach, ergänzte und korrigierte ihren Mann – meinen Interviewpartner. Nach einiger Zeit verlor

ich die Geduld und bat Frau Pahl doch ihren Mann ausreden zu lassen – eigentlich: unser Interview – besser mich – nicht zu stören. Meine Zurückweisung war ein grober Fehler. Das Interview war damit praktisch beendet. Frau Pahl entschuldigte sich und schwieg. Herr Pahl zeigte mir das Haus.

Erst während der Transkription wurde mir offensichtlich, dass sich das Gespräch ständig zwischen Legalität/Illegalität, Anklage/Verteidigung, Frei- und Schuldspruch bewegt hatte und es Frau Pahl war, die die beschwichtigende Erfolgsgeschichte ihres Mannes nicht gelten lassen wollte und mich durch ihre Einsprengel in eine bedeutende Richtung wies, die ich allein wohl nicht eingeschlagen hätte.

Frau Pahl: Ja, und du hast gesagt, du bist auch mal hingeschickt worden in die Slowakei –

Otto Pahl: Nach Ungarn, beim Neusiedler See.

Frau Pahl: Nein, du hast gesagt, in die Slowakei bist du hingeschickt worden, um solche Arbeiter zu werben.

Otto Pahl: Ja, war ich auch.

Frau Pahl: Da bist du doch hingeschickt worden. Zu dem Tiso bist du doch hingeschickt worden.

Karl Fallend: Wie war der Name?

Frau Pahl: Das war doch damals – der ist doch, glaube ich, dann geköpft worden – vom Hitler eingesetzt worden. Der war Pfarrer, glaube ich. Der war Präsident von der Slowakei.

Otto Pahl: Ja, Tiso. Mit dem habe ich wiederholt verhandelt. Da haben wir Arbeiter – (...) angeheuert. Ganz legal war das. Da habe ich ein paar Mal mit dem Tiso, da habe ich sogar mal Mittag gegessen einmal in Pressburg. (...)

Karl Fallend: Wie haben sich solche Verhandlungen abgespielt?

Otto Pahl: Das ist ganz normal gewesen. Kein Druck.

Frau Pahl: Kein Druck, meinst du?²⁵

Zumindest eine Bedeutung, die besonderen Respekt verdient, liegt darin, dass Dritte Schutz bieten, z. B. ZeugInnen des Geschehens sind, notfalls auch eingreifen können und vieles mehr. Es ist auch möglich, dass ein biographisches Interview Irritationen in einem Beziehungsgeschehen auslösen kann; z. B. Dritte eifersüchtig reagieren, weil dem anderen so viel Aufmerksamkeit geschenkt wird. Warum wird gerade ›seiner‹ und nicht ›meiner‹ Lebensgeschichte wissenschaftliches Interesse entgegengebracht?²⁶

Zwei gegen eine(n) ist auch Ausdruck eines Kräfteverhältnisses – und dies gilt für beide Seiten.²⁷

Blitzlicht 11: Ein Projektteam war etwa dieser Problematisierung nicht zugänglich und erklärte sich ihr Vorgehen – dass zwei ForscherInnen das Interview durchführten – mit der rationalen Begründung: ›Vier Augen und Ohren sehen und hören mehr als zwei‹, ohne die bedrohlichen Aspekte ihres Settings zu thematisieren, die doch mehr eine Angstbewältigung seitens der WissenschaftlerInnen vermuten lässt – ›Gemeinsam sind wir stark‹.

Eben diese letztgenannte Stimmungslage benötigt volles Verständnis, wenn sich InterviewpartnerInnen in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen traumatischen Erlebnissen nähern – gleichgültig, ob sie Jahrzehnte zurückliegen. Um diesen Erfahrungen eine Sprache zu geben – und wohlgermerkt: Es ist keine therapeutische Situation – sollte die Gestaltung des Settings den GesprächspartnerInnen überlassen bleiben. Sie allein spüren – unbewusst oder bewusst –, welcher Rahmen ihnen am meisten Schutz bietet und wer an der Interviewsituation beteiligt sein soll. Gleichgültig, welche Konstellation gewählt wird, sie ist nicht zufällig.

Blitzlicht 12: Francesco Messina überlebte das KZ-Mauthausen. Ich besuchte ihn in seiner Wohnung in Pistoia, um mir seine tragische Lebensgeschichte anzuhören. Neben ihm saß seine Frau, die wortlos seinen Ausführungen lauschte, ihn quasi auch hierin auf seinem Lebensweg begleitete. Nur einmal, am Ende des Interviews, ergriff sie das Wort.

Es ist das erste Mal, dass es ihm passiert, dass er mit fremden Personen außerhalb der Familie darüber spricht. Es ist das erste Mal, weil ihm nie etwas in der Art passiert ist, das heißt, dass er darüber mit Leuten redet, die nicht von der Familie sind. Aber auch mit mir – ich selbst kenne diese Sachen nur ›a spizzichi e bocconi.‹ So sagt man. Ich will damit sagen, dass ich einmal etwas gehört habe und ein anderes Mal wieder etwas. Aber die ganze Geschichte, vom Anfang bis zum Ende, nie. Ich habe auch nicht den Mut zu fragen, weil mir klar ist, dass es nicht einfach ist, darüber zu erzählen.²⁸

Die Interviewsituation machte es möglich. In diesem Fall bekam ich die Schutzfunktion zugesprochen, ich benötigte nicht so viel Mut, Fragen zu stellen, und bekam die Funktion eines Katalysators, in dem Herr Messina über mich seiner Frau seine Geschichte erzählen konnte, was sonst offenbar nicht möglich war.

Eine derartige übertragene Zuordnung erfolgt immer überraschend und vermag deswegen auf Seiten der ForscherInnen zu Irritationen führen, die von Angst begleitet sind. Eine Rollendiffusion, der man in der Regel in solchen Situationen ausgesetzt ist, denn die von Beginn an zurechtgelegte, stützende und schützende

Selbstdefinition als WissenschaftlerIn ist im Forschungsprozess mit lebensgeschichtlichen Interviews nicht aufrecht zu erhalten. Das potentiell belastende Moment liegt gerade in der Unvorhersehbarkeit der – zumeist unbewussten – Zuschreibung und in deren Vielfalt. Eine Belastung, die der Reflexion gerne entzogen und abgewehrt wird und zu einem akademischen Rückzug, einer überbetonten wissenschaftlichen Eigendefinition, strengeren Methodenkriterien, bis hin zur aggressiven Distanzierung oder libidinösen Umarmung von InterviewpartnerInnen führen kann. Nicht eine Situation ist mir in Erinnerung, in der ich ausschließlich als historisch forschender (Sozial-)Psychologe gesehen wurde. Freilich sind bei der offen gelegten Berufsbezeichnung Psychologe aufkeimende therapeutische Hoffnungen nicht ungewöhnlich, aber keineswegs dominant. Folgende Beispiele mögen den Variantenreichtum derartiger Phantasien und in Szene gesetzter Erwartungshaltungen beziehungsweise Bedürfnisse aufzeigen, die durch ein einziges biographisches Gespräch provoziert werden können:

Blitzlicht 13: Der ehemalige Zwangsarbeiter Dr. Oledij Derid aus Moldawien formulierte seine Empfindungen bezüglich meiner Rolle mit offenen Worten: »Wie heißt das, wenn ein Priester mit einem Menschen sitzt und erzählt? – Ah, eine Beichte – das ist sehr klug und sehr wichtig. Jeder Mensch, der alle seine Gefühle preisgab, irgendwem, er fühlte sich leichter und besser: Darum danke ich Ihnen, dass Sie gekommen sind.«²⁹

Ein solches »Gefühl der glücklichen Koinzidenz« (Harry Hermanns), in dem die wohlwollende Neugier des Interviewers und das gute Gefühl des Interviewpartners, dass er seine Lebensgeschichte geschützt entfalten kann, aufeinander treffen, ist nicht immer zu erwarten. Viel häufiger – vor allem im Rahmen von Diplomarbeiten/Dissertationen – ist man mit »Gefühlen des Ausbeuters« (Ders.) konfrontiert, die den gesamten Forschungsprozess mit schlechtem Gewissen begleiten können, weil man sich aus Eigennutz (akademischer Abschluss, Forschungsauftrag) Intimes anvertrauen lässt.³⁰ Die Vielfalt an Übertragungs- und Gegenübertragungsreaktionen lassen die Forderung einer analytischen Supervision jeder qualitativen Forschungsarbeit als unabdingbar erscheinen. Vor allem dann, wenn sich aus dem Interview Dynamiken entwickeln, die sich der Kontrolle entziehen und etwa nur beklemmende Ratlosigkeit, ein schmerzhaft klärendes Gespräch, traurige Einsicht, Scham oder wortlose Sensibilität übrig lassen.

Blitzlicht 14: Ein besonders irritierendes Interview erlebte ich mit Frau Dr. S.³¹ Von Beginn an war ich mit rätselhaften Ambivalenzen konfrontiert, die sich bis zum Schluss nicht auflösten und auch nach dem Schreiben in mir deponiert blieben.

Frau Dr. S. war medizinische Mitarbeiterin und rechte Hand des Lazarettleiters der Hermann-Göring-Werke, Dr. Ernst Kortschak, den sie mir in warmen Worten präsentierte, während er von Betroffenen als brutaler Arzt und Schläger erinnert wurde. Kulminationspunkt der Interviewdynamik war ihre Schilderung vom »schwarzen Raum«, »der nur ihm bekannt war« (und wohl auch ihr), »mit dem habe ich nichts zu tun gehabt«, wo er KZ-Häftlingen das Leben gerettet haben soll, während ich in Summe aller Eindrücke und Recherchen das Gefühl nicht los wurde, dass dort das Gegenteil der Fall gewesen war. Aber kein Beweis trat dafür zutage,³² was mich wohl endgültig in die Rolle des Strafanklägers gedrängt hätte, als der ich mich von Beginn an von Frau Dr. S. phantasiert fühlte. War es ein Geständnisbedürfnis, das die Strafangst besiegte, zum Interview mit ständig virulenter Ambivalenz führte und schlussendlich darin mündete, dass Frau Dr. S. nach fünfstündigem Gespräch beruhigt und erleichtert und ich voller Unruhe und erschöpft war?

Blitzlicht 15: Als Sohn eines VOEST-Arbeiters reizte mich im Rahmen der Historikerkommission »Zwangsarbeit in den Hermann-Göring-Werken in Linz« die Möglichkeit bislang ungeführte Gespräche nachzuholen. Mein Vater war auch sehr hilfsbereit, erzählte mir seine Erinnerungen aus dem Stahlbetrieb, wo er 1950 seine Zukunft gefunden hatte, war stolz auf die prominente, akademische Aufgabe seines Sohnes. Trotzdem war von Beginn an eine Ambivalenz zu spüren, die ein Freund scherzhaft formulierte: »Dein Vater war ein Montageler, und du bist jetzt ein Demontageler.« Genau hierin lag die Bedrohlichkeit meiner Position: in der Entidealisierung, in der Veröffentlichung dunkler Kapitel der Werksgeschichte; einem Werk, dem nicht nur mein Vater, sondern Zigtausende so viel zu verdanken hatten.

Blitzlicht 16: In der ukrainischen Stadt Vinnitsa besuchte ich mit meinem Dolmetscher, Vitali Bodnar, mehrere Frauen, die von den Nationalsozialisten zur Zwangsarbeit verschleppt worden waren. Darunter Frau T., die erst 14 Jahre alt war, als sie nach Linz kam. Frau T. wollte, dass Frau J. während des Interviews anwesend sei. Die 40-jährige Frau, die sich regelmäßig um Frau T. kümmert, war die Tochter einer befreundeten Nachbarin, die ebenfalls als Zwangsarbeiterin in Deutschland geschuftet hatte. Während Frau T.s Erzählung ständig von Weinanfällen unterbrochen wurde und mehr die jüngere Vergangenheit und vor allem ihren Gesundheitszustand und ihre aktuelle finanzielle Misere zum Inhalt hatte, saß Frau J. neben uns und schrieb. Ich hatte keine Ahnung was, bis mir Vitali Bodnar zu verstehen gab, dass Frau J. gerade dabei sei, eine Heiratsanzeige für ein österreichisches Ehevermittlungsinstitut zu verfassen, das wir doch für sie mitnehmen sollten: »Akademiker bevorzugt!«

Die Palette an Übertragungs- und Gegenübertragungsgefühlen ist vielfältig. So fühlte ich mich in meiner Tätigkeit als Wohltäter phantasiert, als Beschützer, Aggressor, Mutter/Vater, Kind, Enkel, Sprachrohr, Geheimnisträger, freundschaftliche Vertrauensperson, Richter, Verteidiger, Vertreter der Anklage oder Therapeut und vieles mehr; auf keinen Fall nur als der Wissenschaftler, als der ich ursprünglich vorstellig geworden war.

Auch der eigene ›soziale Ort‹ ist – gerade im Rahmen der Aufarbeitung des Nationalsozialismus – von Bedeutung und vermag den Forschungsprozess gravierend zu beeinflussen. Bei Interviews mit fremdsprachigen GesprächspartnerInnen etwa wurde mir besonders meine historische Herkunft bewusst. Ich spreche die Sprache der ehemaligen Täter und Peiniger. Gesprochenes Deutsch als Synonym für einen tragischen Lebenschnitt. Eine Sprache, die – für einige ZeitzeugInnen durch mich zum ersten Mal – akustisch wahrgenommen, traurige Erinnerungen, aber auch Aggression provozieren konnte. Die direkte Beteiligung ist ohne Belang – leider:

Blitzlicht 17: Mario Piccioli kam mit 17 Jahren in das KZ- Mauthausen und dann nach Ebensee. Er erzählte uns seine Geschichte auf Italienisch. Einige deutsche Worte waren ihm noch gewärtig: LOS! LOS! GEMMA! GEMMA! Und sein Brandmal: SIEBEN – FÜNFZIG – DREI –VIERUNDVIERZIG!

Und schließlich:

Mario Piccioli: Schauen Sie, leider – jetzt kann ich es Ihnen sagen, das, was ich spüre, wenn ich Deutsch sprechen höre?

Karl Fallend: Wie ich jetzt, zum Beispiel –

Mario Piccioli: Ja, sicher, aber damals – damals war es was anderes.

Frau Piccioli (aus der Küche): Die erste Zeit –

Mario Piccioli: Ja, speziell in der ersten Zeit, aber auch jetzt passiert es mir.

Immer wenn ich an die Adria fuhr, traf ich viele Deutsche. Wenn ich Deutsch sprechen höre, vor allem von jemand, der weiße Haare hat, spüre ich in mir drin –. Aber nein, sie waren damals noch gar nicht auf der Welt. Ein Junger hat damit nichts zu tun. Aber der mit den weißen Haaren.³³

Frau Piccioli wollte anscheinend vermeiden, dass meine geäußerte Betroffenheit ihre Gastfreundschaft stören könnte, worin ihr Herr Piccioli gleich gefolgt war. Aber, das Unbewusste kennt keine Verneinung. Die Problematik lag – »leider; ja sicher; aber nein« – offen zutage, und weder ich noch mein Dolmetscher Dr. Joe Berghold waren aus dem Themenfeld zu bringen, zumal letzterer zwar »damals noch gar nicht auf der Welt«, aber »jemand ist, der weiße Haare hat«.

Die Arbeit der HistorikerInnenkommissionen im Spannungsfeld drohender Sammelklagen und vor allem in Aussicht gestellter Entschädigungszahlungen, gestaltete sich in den direkten Begegnungen mit betroffenen ZeitzeugInnen manchmal zur schwierigen Angelegenheit. Nicht nur einmal wurde ich als potentieller Geldbote phantasiert, was sich bis zu einer betont plakativen Dramatik der Erzählung mit explizit formulierter Erwartungshaltung steigern konnte. Das ist nicht verwunderlich. Kaum 15 US-Dollar betrug die Monatsrente meiner GesprächspartnerInnen etwa in der Ukraine, während die Rechnung einer Hotelnächtigung oft das Vielfache davon ausmachen konnte. Gerade im qualitativen Forschungsprozess ist dem Verhältnis Geld und Macht besondere Aufmerksamkeit zu schenken, da ForscherInnen hier in ein Dilemma geraten und besonders zum Agieren geneigt sein können. Ein Dilemma, dem oft nicht zu entkommen ist. Scham ist eine mögliche Reaktion, aber auch Macht und Aggression sind denkbar. Diesbezüglich scheinen mir z. B. die durchaus anzuerkennenden privaten Spendensammlungen von WissenschaftlerInnen wenig hinterfragt zu sein, obwohl die Diskussion über eine professionelle Abwehrstrategie doch denkbar wäre, die Devereux als »affektive Entgiftung angsterregenden Materials«³⁴ bezeichnet.

Blitzlicht 18: Als ich zur Vorbereitung meiner Interviewtätigkeit eine Kollegin aufsuchte, die schon Erfahrungen in der Ukraine gesammelt hatte, um Reisetipps und methodische Anregungen zu erhalten, sah ich mich plötzlich mit einem Verkaufsangebot für Kontaktadressen möglicher InterviewpartnerInnen konfrontiert, nach denen ich gar nicht gefragt hatte. Das Geld sei nicht für sie, sondern für ehemalige ZwangsarbeiterInnen, die noch nicht in den Genuss ihrer privaten Spendensammlung gekommen waren. Als sie mir noch von ihrer Reise in den Osten erzählte, wo sie mit einer Tasche voller Geld den Bestimmungsort aufsuchte, um in einer Versammlung den Betroffenen das Spendengeld persönlich zu überreichen, erschienen mir die eigentlichen Motivlagen doch diskussionswürdig.

Blitzlicht 19: Besondere Sensibilität bewies die Dramaturgin des Linzer Landestheaters, Brigitte Heusinger, als sie aus der Fülle meines publizierten Interviewmaterials, ein Zitat für den Titel meines Theaterstücks³⁵ vorschlug, das ich als weitere Verarbeitung meiner Erfahrungen in der Historikerkommission zu realisieren gedachte. »An wen soll ich schreiben? An Gott?« war die rhetorische Frage von Dr. Oledij Derid, der mir in mehr als 16 Stunden über drei Tage verteilt seine Lebensgeschichte erzählte. Der klagenden Frage vorausgegangen war seine triste Erzählung über seine vergeblichen Versuche, seine Dutzenden Briefe, die er in die Welt gesendet hatte, um eine sogenannte Entschädigungszahlung zu erhalten. Mehr als zwei Jahre später, kurz vor der Premiere, erreichte mich ein Schreiben von Dr. Derid, das

mich schockierte. Auch die eigens in Chisinau eingerichtete Meldestelle für ehemalige ZwangsarbeiterInnen versagte ihm die kleine Anerkennung. Ich versprach ihm, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um dieses Unrecht rückgängig zu machen. In den MitarbeiterInnen des Nationalfonds der Republik Österreich, die meine Publikation³⁶ kannten, fand ich verständnisvolle Unterstützung. Kurze Zeit später kam die frohe Botschaft über den Erhalt der maximal möglichen »Entschädigungszahlung«, die Dr. Derid und seiner Familie etwas mehr Sicherheit ermöglichte. Einerseits war ich sehr erfreut über den Erfolg der Interventionen, andererseits war mir mehr als unbehaglich zumute, ob der auferlegten Rolle, die im weiter gedachten Titel meines Theaterstücks benannt ist.

Blitzlicht 20: Das Thema Geld brachte auch einmal Spannung in eine Supervisionsstunde, als mich mein Dolmetscher Vitali Bodnar – wir waren in Vorbereitung auf unsere Reise in die Ukraine – mit der von seinen ukrainischen Freunden und Verwandten gestellten Forderung konfrontierte, den InterviewpartnerInnen doch ein Honorar zu zahlen. Während er dies für legitim und notwendig erachtete, konnte ich mich mit diesem Vorschlag nicht anfreunden. Warum wurde die Frage gerade jetzt brisant und die Forderung nicht bei den anderen InterviewpartnerInnen in Österreich, Italien, Tschechien oder Polen laut? Entsteht durch die Bezahlung nicht ein Mitteilungs- beziehungsweise Leistungsdruck? Allein bei der Honorarhöhe – »Entschädigung« – kamen wir auf keinen grünen Zweig. Ebenso brisant war die Frage nach einem Gastgeschenk, der ich mich aber nicht verschließen konnte. Allein die Diskussion, welches es sein sollte, verriet, dass in dieser Frage mehr enthalten ist, als bloße Anstandsetikette oder eine nette Geste. Unsere Einigung auf »Mozartkugeln« war zwar schnell getroffen, aber ich bin mir bis heute nicht sicher, ob es eine gute Entscheidung war.

Im qualitativen Forschungsprozess gibt es neben dem Schreiben eine weitere Aufgabe, die im Allgemeinen sehr unterschätzt ist: das Zuhören. Kaum ein Psychologie-Studium, das eine derartige Schulung in ihre Ausbildung integriert. Gerne beschränkt man sich auf das Formulieren von Fragestellungen und Definitionskriterien, die doch zumeist nur in eine bestimmte Richtung weisen und Irritationen vermeiden sollen. Kategoriensysteme vermögen beruhigende Ordnung zu schaffen, ebenso ständig Gleiches mit Gleichem zu gesellen; übersehen wird dabei, dass InterviewpartnerInnen oft zu Wort- und ZitatspenderInnen reduziert, zusätzlich anonymisiert und damit entpersonalisiert werden. Nicht individuell-biographische Besonderheiten, sondern mehr oder minder willkürlich definierte Schnittstellen dominieren dann die wissenschaftliche Arbeit, gleichgültig ob sie den je individuellen Schwerpunktsetzungen der Betroffenen nahe kommen. Ausnahmen bestätigen nicht die Regel – sie sind die Regel. Wenn bei der Erforschung

von Lebensgeschichten eben nicht vergleichende Mittelwerte im Blickpunkt des Interesses stehen, so ist es hilfreich, implizit von der statistischen Gleichung $n=1$ auszugehen.³⁷ Diese Perspektive erleichtert die unvermeidliche Erfahrung von »Enttypisierungsschocks« (Lutz Niethammer), denen der/die ForscherIn ausgesetzt ist, wenn er/sie »nahe genug die Lebenswirklichkeit seiner Gesprächspartner und die Deutungen ihrer Erinnerungen wahrnimmt, in seinen mitgebrachten Fragen und Begriffen verunsichert und über sie hinausgeführt wird.«³⁸ Das klingt einfacher als es ist. Tatsächlich liegt darin eine große Herausforderung, der man einen Schritt näher rückt, wenn man sich eine psychoanalytische Grundhaltung, das heißt die konsequente Übung einer »gleichschwebenden Aufmerksamkeit« zu Eigen macht. Damit soll nicht die Forderung einer Unmöglichkeit – »sich des eigenen Ichs zu entkleiden«³⁹ – gemeint sein, sondern das Bemühen um eine Wahrnehmung, die in »einer möglichst vollständigen Unterbrechung all dessen (besteht), was gewöhnlich die Aufmerksamkeit auf sich zieht: persönliche Neigungen, Vorurteile, theoretische Voraussetzungen, selbst die bestfundierten.«⁴⁰ Ähnlich wie beim psychoanalytischen Interview »gibt es keine überflüssigen Daten. Alles ist relevant, weil Teil der Szene und keinesfalls zufällig. Wenn dennoch Tatsachen unstimmtig übrigbleiben, so liegt es an dem noch unvollständigen Verstehen.«⁴¹

Im universitären Unterricht werde ich nicht müde, Studierende zu motivieren, Freuds Idealvorstellung einer »gleichschwebenden Aufmerksamkeit« ernst zu nehmen. Besonders lehrreich erachte ich die Erfahrung, wie schwierig es ist, sich zu schulen im »Hören mit dem Dritten Ohr« (Theodor Reik), um nicht vorschnell bloß den eigenen Erwartungen, Vor-Urteilen und Neigungen zu folgen, in dem man das eine Stück besonders scharf fixiert und dafür ein anderes eliminiert. »Gerade dies darf man aber nicht; folgt man bei der Auswahl seinen Erwartungen, so ist man in Gefahr, niemals etwas anderes zu finden, als was man bereits weiß; folgt man seinen Neigungen, so wird man sicherlich die mögliche Wahrnehmung fälschen. Man darf nicht darauf vergessen, dass man ja zumeist Dinge zu hören bekommt, deren Bedeutung erst nachträglich erkannt wird.«⁴² Oder wie Freud es in der Analyse des »Kleinen Hans« formulierte: »Vorläufig lassen wir unser Urteil in Schwebelage und nehmen alles zu Beobachtende mit gleicher Aufmerksamkeit hin.«⁴³

Der »gleichschwebenden Aufmerksamkeit« sind durch die eigenen »blinden Flecken« (Wilhelm Stekel), das heißt eigenen ungelösten Verdrängungen, individuelle Grenzen gesetzt, die jedoch durch Übung, Gruppen-Arbeit, Supervision und vor allem durch eine Eigenanalyse erweitert werden können. Allein das Bemühen lohnt sich, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, im Himmel auch eine Hölle wahrzunehmen – und umgekehrt.

Zu Beginn meiner Arbeit in der Historikerkommission ging ich unbedacht – obwohl mir freilich durch die Lektüre eine differenzierte Sichtweise bewusst war – von

der Gleichung aus: ZwangsarbeiterIn = ZwangsarbeiterIn, so, als ob das Ausmaß an Unterdrückung im Allgemeinen in irgendeiner Form gleichzusetzen wäre. Es war ein eigentümlicher Kraftaufwand, diese Gleichung zu verlassen, etwa das repressive Privilegiensystem des Nationalsozialismus konsequent wahrzunehmen, um in der Reflexion zu berücksichtigen, dass es ganz Unten auch ein Oben gab, dass im tiefen Leid auch Platz für immense Freude gewesen war. Die Angst, in den Verdacht einer Relativierung des Unrechts zu geraten, einem Revisionismus das Wort zu reden, vermag dazu verleiten, eben diesen irritierenden Sequenzen wenig Aufmerksamkeit zu schenken. In der lange Zeit moralisch und auch politisch geforderten und noch immer wirksamen Opfer-Täter-Dichotomisierung verbirgt sich die Illusion einer idealisierten, irritationsfreien Geschichtsbetrachtung, die wenig Möglichkeiten offen lässt, Realitäten wahrzunehmen und auch anzuerkennen, die dem tradierten Wertekanon zu wider laufen.

Blitzlicht 21: Noch deutlich sind mir das Unbehagen und unterdrückte Phantasien in Erinnerung, als mein Gesprächspartner Jiří Stefanek genau jene Worte wählte, die ich zu formulieren mir verbot. Gegenübertragungsreaktionen, die ein Stück beforschter Realität darstellen, wie sie den Phantasien entsprachen, die Herr Stefanek einer russischen Zwangsarbeiterin zusprach, der er einst Essenskarten schenken wollte: »Es ist möglich, dass sie in uns Kollaborateure sah. Sie konnte sich sicher nicht vorstellen, wie es möglich war, dass ein tschechischer Knabe so lebt wie ein Deutscher. Aber wir lebten wirklich fast wie Kollaborateure.«

Blitzlicht 22: Václav Dvořák war – insbesondere von JournalistInnen – ein gern aufgesuchter Interviewpartner. Seine hochrangige Position als Generalvikar in Budweis/České Budějovice schien seinen Ausführungen besonders erhöhte Glaubwürdigkeit zu verleihen. Seine Interviewsequenzen in Radio und Fernsehen waren auch voll des Grauens erlebter Zwangsarbeiterschaft, die er zweifellos auch erfahren musste. Inmitten meines Interviews fiel eine Bemerkung, die mich sehr irritierte: »Linz, das war noch Gold, das war Eden.« Linz soll golden, gar ein Paradies gewesen sein? Die alleinige Konzentration auf die Jahre der Zwangsarbeit hätte dafür ein Verständnis nicht zuwege gebracht. Erst durch die Einbettung in den biographischen Kontext bekam seine halbjahrhundert lang geformte Erinnerung ihre adäquate Bedeutung. Selbstredend war Linz auch für Herrn Dvořák kein Paradies. Auch er wurde seiner Freiheit beraubt, aus dem Studium gerissen, zwangsdeportiert und zur Industrierarbeit gezwungen. Auch er litt unter Demütigung, intellektueller Verarmung, Hunger, Heimweh und den Läusen in den Baracken. Aber: Matura und Fremdsprachenkenntnisse verschafften ihm das Privileg in einem Büro zu arbeiten. Die traumatische Unfreiheit folgte nach der Befreiung. »Kollaborateur« und »Spion

des Vatikans« lauteten die Vorwürfe der neuen Machthaber in seiner Heimat. Es folgten 16 Monate Folterhaft, 15 Jahre manuelle Arbeit in Uranminen und Fabriken und bis 1985 Abstellung in einem Antiquariat. Nach fast fünfzig Jahren Leben in Unfreiheit verglühten regelrecht die Erinnerungen an die einschneidenden Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft zu dieser makabren Idealisierung, die erst durch offenes Zuhören zur Sprache kommen konnte.⁴⁴

Blitzlicht 23: Eine ähnliche Irritation entstand im Gespräch mit der ehemaligen Zwangsarbeiterin Lina Rogers aus der Ukraine, als sie uns Briefe ihrer großen Liebe mit dem tschechischen Zwangsarbeiter »Slawa« – wie sie ihn noch immer liebevoll nannte – eröffnete, die alles Leid überstrahlte. Ausgerechnet in den Hermann-Göring-Werken fand sie ihr großes Glück, den Vater ihres Sohnes, den dieser nie zu Gesicht bekam. Noch vor Kriegsende flüchteten die beiden zu seinem elterlichen Bauernhof, wo die Schwangere von der vorrückenden Roten Armee gefasst, zurück in die Ukraine deportiert und dort als Kollaborateurin beschimpft und stigmatisiert wurde, worunter selbst der Sohn noch im Erwachsenenalter zu leiden hatte. Nach sieben Jahren musste das Liebespaar die Tragödie anerkennen, dass eine Wiedervereinigung aussichtslos war. Die erzählte Lebensgeschichte von Frau Rogers war von großer Offenheit und Betroffenheit getragen. Trotzdem waren die Grenzen der Erzählung spürbar, indem ihr bei so intimen Themen wie Liebe, Ehe, Sexualität, Schwangerschaft, Abtreibung mit mir und meinem Übersetzer zwei Männer gegenüber saßen.⁴⁵

Die Gestaltung dieser Grenzen ist aber nicht so eindeutig, denn »eine Unterhaltung über Sexualität ist – selbst in der Form eines wissenschaftlichen Interviews – an sich eine Form sexueller Interaktion, die innerhalb gewisser Grenzen »ausgelebt« und auf rein symbolischer oder verbaler Ebene bewältigt werden kann, wie sich an der Erfahrung und der Bewältigung der sexuellen Übertragung in der Psychoanalyse gezeigt hat«. ⁴⁶ Dass dem Verhältnis der Geschlechter in derartigen Interviewsituationen eine besondere Bedeutung zukommt, ist selbstredend. Einzig von Bedeutung bleibt die Erfahrung, dass die jeweilige Konstruktion – Männer interviewen Männer, Männer interviewen Frauen, Frauen interviewen Männer, Frauen interviewen Frauen – ihre eigene Geschichte produziert und die Notwendigkeit folgt, die jeweilige Besonderheit zu reflektieren. In dieser dialektischen Dynamik ist jede Art von Generalisierung mit Vorsicht zu genießen.⁴⁷

Das Interview ist gemacht und auf Tonband festgehalten. Was tun? Es gibt keine standardisierten Regeln für die Transkription von biographischen Interviews – aber viele Erfahrungswerte. Bereits die Frage: Wer transkribiert?, erscheint mir wesentlich. Nicht Hilfskräfte oder Schreibbüros, sondern die ForscherInnen selbst sollten die Transkription durchführen, da aus diesem Arbeitsprozess wertvolle Erkenntnis-

schritte zu erzielen sind. Zuvorderst ist es eine ideale Gelegenheit, im langsamen Tempo des Schreibens das Interview, die Gesprächsdynamik noch einmal zu erleben, die bereits der (je nach Zeitspanne unterschiedlichen) Erinnerungsbearbeitung unterliegt. In Korrespondenz mit dem Forschungstagebuch wird dabei oft schon deutlich, wie der häufig geringe Zeitraum zwischen Interview und Transkription ausreicht, in der Erinnerung das Gespräch umzugestalten. Gerade diese Irritationen sind oft wichtige Orientierungshilfen bei der Bearbeitung der Gespräche.

Blitzlicht 24: Ein Kollege war sich etwa während und nach dem Interview ganz sicher, eine wichtige – auch auf seinem Interviewleitfaden notierte – Frage gestellt zu haben. Die nicht erinnerte, das heißt fehlende Antwort interpretierte er vorweg als Widerstand seitens des Interviewpartners. Während der Transkription wurde er unsicher und erst nach mehrmaliger Lektüre der Tonbandabschrift und nochmaligem Abhören des Tonbands – er konnte es einfach nicht glauben – war es gewiss: Er hatte die Frage über ein ihm heikles Thema gar nicht gestellt und selbst die schweigende Antwort phantasiert. Eine gewaltige Irritation, die eine wichtige Rolle im gesamten Forschungsprozess spielen sollte.

Die Transkription ist nicht nur eine akustische Erinnerung eines Interviews, sondern auch das Wieder-Erleben einer kurzen intimen Zweier-Beziehung, deren Intensität oft nicht bewusst ist. Durch äußere Umstände kann eine solche Intensität durch das festgehaltene, am Leben erhaltene Wort eine enorme Steigerung erfahren.

Blitzlicht 25: Im Rahmen einer Supervision kam es zu einer krisenhaften Situation, als eine Kollegin während der Transkription vom überraschenden Tod ihrer Gesprächspartnerin erfuhr. Das akustisch festgehaltene Gespräch schien aus einer anderen Welt, die Stimmen aus dem Jenseits, die die Trauerreaktionen noch verschärften beziehungsweise die Intensität der entstandenen persönlichen Beziehung erst verrieten. Nur eine lange Pause während der Bearbeitung führte zu einem erfolgreichen Abschluss des Forschungsprojekts.⁴⁸

Im qualitativen Forschungsprozess, im ständigen Wechsel der verschiedenen Ebenen des Verstehens, ist dem Dilemma der Vagheit schwer zu entkommen. In der Konzentration auf den subjektiven Faktor der Forschungsbeteiligten ist das vermeintliche Defizit mangelnder Exaktheit steter Wegbegleiter, der den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit des öfteren nach sich zieht – besser gesagt: der qualitativen Forschung vorausseilen lässt. Verunsicherung und Angst sind oft die Folge und drängen ForscherInnen auf die Suche nach positivistischen Haltegriffen.

Der Akt der Transkription von auf Tonband aufgenommenen biographischen Interviews eignet sich vortrefflich zur methodischen Abwehr derartiger Affekte

der Unsicherheit. Resultat sind zum Beispiel schwer lesbare Abschriften, die der Illusion einer akustisch – optischen 1:1 Wiedergabe folgen und eine Pseudorealität fabrizieren, die mehr verschleiert als neue Erkenntnisse zu Tage fördert. Zum Beispiel werden durch die exakte Transkription jeglicher Füllwörter, die durch die selektive akustische Wahrnehmung zu recht als bedeutungslos ignoriert werden, in der optischen Wiedergabe irreführend Schwerpunkte gesetzt und ermüdend Aufmerksamkeiten verschoben.

Blitzlicht 26:

Zeitzeuge: Ich – äh – glaube – äh – dass –

Interviewer/in: Hm

Zeitzeuge: ja, dass – äh – es sehr wichtig ist. Nicht.

Interviewer/in: Hm

Ebenso ist das metrische Zerhacken eines Textes selten von großem Erkenntnisgewinn, wenn sämtliche Gesprächspausen in der Transkription einer Stoppuhr gleich, mit (1 sec.) oder (2 sec.) oder (3 sec.), (x sec.) vermerkt werden. Stattdessen könnte schon bei der Transkription der Gesprächsdynamik gefolgt werden, um nur jene Pausen zu registrieren, die während des Interviews und vor allem auch während der Transkription als Irritation bedeutsam erscheinen. Die Variante, dies auch optisch, durch ca. alle drei bis fünf Sekunden abgesetzte, den Lesefluss spürbar unterbrechende, untereinander gesetzte Bindestriche kenntlich zu machen, hat sich nach meinen Erfahrungen bewährt.

Die Abwehr meiner Unsicherheit im Transkriptionsprozess war leider folgen-schwer und daher sehr lehrreich.

Blitzlicht 27: Die Durchführung biographischer Interviews mit ehemaligen ZwangsarbeiterInnen führte mich auch nach Tschechien, genauer: nach Böhmen, wo, historisch bedingt, viele, vor allem ältere Menschen noch sehr gute Deutschkenntnisse besitzen. Geradezu selbstverständlich verzichteten alle meine GesprächspartnerInnen auf einen Dolmetscher und begegneten mir in meiner Muttersprache. Die Gründe können vielfältig gewesen sein. Gastfreundschaft war es in jedem der Fälle, mir in deutscher Sprache – die andernorts eindeutig als die Sprache der Täter identifiziert wurde – entgegen zu kommen. All das war für mich nachrangig, als ich am Computer saß und die erste Transkription herstellte. Eifrig, exakt, phantasiert gewünscht wissenschaftlich tippte ich wie und was mein Interviewpartner sprach. Gespannt wartete ich auf Retournierung des autorisierten Transkripts. Geschockt bekam ich die Quittung. Kaum ein Absatz blieb – bedrohlich rot – unkorrigiert.

Meine Abschrift glich einem Schlachtfeld, das ich eröffnet hatte. Durch meine Reproduktion aller grammatikalischen Fehler, Füllwörter oder dialektgefärbten, ungenauen Begriffe habe ich zwar meine Angst, meine Unsicherheit, aber nicht meinen Gesprächspartner ernst genommen, sondern schlichtweg beleidigt. Die Transkription geriet zum widergespiegelten Akt von Unter- und Überlegenheit. Es war mir eine schamhafte Lehre. Auch im österreichischen Dialekt geführte Interviews – die obendrein optisch, auf Grund generell mangelnder Mundart-Transkriptionskompetenz einer gewissen Komik nicht entbehren und mühsam zu lesen sind – habe ich seither immer behutsam in Schriftsprache überführt und das hat sich bewährt.

Die Transkription eines Erinnerungsinterviews ist ein Kunstprodukt. Diesem Dilemma ist nicht zu entkommen. Es ist schwierig zwischen linguistischer Exaktheit und volkstümlicher Scheinoriginalität das richtige Maß an Authentizität zu finden. Lutz Niethammers Vorschlag, dass der Kompromiss zwischen Lesbarkeit und Texttreue näher am Originaltext geschlossen werden muss,⁴⁹ möchte ich zustimmen, unter Bedachtnahme darauf, dass auch die Transkription der Subjektivität des/der Forschers/in unterliegt und deswegen selbst dieser Arbeitsschritt der analytischen Reflexion bedarf. Zur Illustration ein außergewöhnliches, aber lehrreiches Beispiel:

Blitzlicht 28: Ein Kollege konnte seine Aggressionen gegenüber einem autoritären ihm unsympathischen Zeitzeugen nicht kontrollieren, was sich in seiner Transkription als Rache niederschlug. Während er seine Wortmeldungen in fehlerfreiem Schriftdeutsch festhielt, transkribierte er die Zitate seines Interviewpartners im derben Dialekt, in dem beide das Gespräch geführt hatten.

Selbst ein kleines Tonbandgerät ist ein störender Dritter im Bunde und vermag wie eine Schere im Kopf zu wirken.⁵⁰ Das verewigt phantasierte Wort kann sich zur lähmenden Bedrohung steigern. Zur allseitigen Beruhigung ist es daher ratsam, im Vorgespräch zu betonen, dass die Tonbandaufnahme und auch das zu erstellende Transkript vorerst für die wissenschaftliche Arbeit keine Verwendung finden, quasi im Besitz der InterviewpartnerInnen bleiben. Erst das überreichte, von den InterviewpartnerInnen – mit der Möglichkeit der Korrektur, Streichung beziehungsweise Ergänzung – durchgesehene, korrigierte, schließlich retournierte und damit autorisierte Transkript ist frei für die wissenschaftliche Bearbeitung. Der Zeitraum zwischen diesen beiden Postwegen ist für gewöhnlich von einiger Nervosität seitens der ForscherInnen ausgefüllt. Die bereits während der Transkription notierten Irritationen, auffälligen, besonders informativen Gesprächspassagen werden oft schon für den Endbericht formuliert phantasiert und nicht selten keimt die Hoffnung,

dass diese doch nicht einer Streichung zum Opfer fallen. Aber vor Überraschungen ist man nicht gefeit:

Blitzlicht 29: Ein Kollege war einmal sehr verzweifelt, als er von seinem Interviewpartner das Transkript retourniert bekam. Bereits die Interviewsituation war von einer Irritation geprägt: Der Kollege fühlte sich z. T. aggressiv in seiner Fachkompetenz angezweifelt und ständig einem Konkurrenzverhalten ausgesetzt. Alle Seiten des Transkripts waren von roten Korrekturen übersät. Die Situation gipfelte darin, dass der Gesprächspartner selbst Interviewpassagen und Fragestellungen des Interviewers korrigierte und ergänzte.⁵¹

Und nun zum schwierigsten Abschnitt: dem Schreiben.⁵² Es ist doch jener entscheidende Akt eines Forschungsprozesses, in dem die gemachten Erfahrungen, der Sukkus des Gelesenen und Erforschten, die manifesten Resultate, jeglicher Erkenntnisgewinn in Sprache/in Schrift gegossen werden sollen – und dies für die (Fach-) Öffentlichkeit. Ein extrem einsamer Akt, ein Monolog – besser: ein Dialog mit sich selbst, dessen Intimität schon allein dadurch zum Ausdruck kommt, dass darüber in der Regel, vor allem im akademischen Milieu, nicht gesprochen wird. Leider stößt man auf wenig Verständnis mit der Forderung nach eigenen Schreibwerkstätten im Rahmen eines Psychologie-Studiums, in denen die Studierenden sich üben, ihre Gedanken und Gefühle schriftlich fest zu halten – eine Sprache zu finden.⁵³ Eigene und begleitete Krisen bei der Betreuung von Diplomarbeiten und Dissertationen sowie einzelne Gespräche mit KollegInnen bestätigen mir die Berechtigung eines solchen Anliegens.

Als obligat erachte ich das Führen eines Forschungstagebuches, in dem alle den Forschungsprozess begleitenden Phantasien, Gefühle, Träume, Irritationen etc. völlig *privatim* notiert werden sollen. Vor allem in Seminaren im aktuellen Wissenschaftsbetrieb ein ungewöhnlicher und überraschender Auftrag,⁵⁴ der aber überwiegend gerne und mit großer Neugier angenommen wird und sich, nach befreienden bis quälenden Erfahrungen, alsbald lehrreich gestalten kann, weil in der reflektierten Beobachtung erkannt wird, wie vielgestaltig sich die Widerstände – in Korrespondenz mit dem Forschungsthema – formieren, die sich diesem Auftrag entgegenstellen. Ebenso lehrreich ist die ernüchternde Erfahrung, wie wenig das Geschriebene mit all dem Getanen, Gedachten, Gesprochenen, Geträumten, Gefühlten ident sein kann. Hingegen besteht auch die Möglichkeit eines enormen Lustgewinns, der sich aus der kreativen Schöpfung von erst im Schreiben geformter Gedanken einstellen kann, sowie durch unerwartete Assoziationen im langsamen Denken des Schreibprozesses.

Jedenfalls: Es gibt keine Unifizierung. Je individuell sind Zugang, Erfahrung, Stil und positive Besetzung des Schreibprozesses. Während manche von Beginn weg die

Tinte nicht halten können, kommt mir persönlich ein Ausspruch des Schriftstellers Robert Schindel am nächsten: »Ich hasse das Schreiben, aber ich liebe das Geschriebenen-haben.« Wie eben jetzt.

Die große Schwierigkeit besteht doch darin, durch das Nadelöhr der eigenen Sprachkompetenz konzentriert all die den Forschungsprozess begleitenden Emotionen zu verdichten beziehungsweise diese großteils mit großem Kraftaufwand zu bändigen beziehungsweise zu hindern – weil einem gängigen Wissenschaftskanon oft unwürdig – in den öffentlichen wissenschaftlichen Text zu gelangen. Und wehe dem, der die Grenzen überschreitet, der sich getraut das Podest der objektiven Wissenschaft zu verlassen, nicht nüchtern zu sein, zu gestehen, dass die Forschung von Emotionen begleitet ist, die die Kontrolle überschreiten und dass diese es wert sind – auch um die Forschung, den Forschungsprozess und -gegenstand selbst damit näher zu bringen –, die Öffentlichkeit zu erreichen.

Blitzlicht 30: Walter Kohl besuchte den 90-jährigen Euthanasie-Arzt und Massenmörder Georg Renno, sprach mit ihm über sein Leben und schrieb darüber ein Buch.⁵⁵ Beim Schreiben ist dem Autor das Wort ›Ich‹ entschwunden und durch ›der Besucher‹ oder ›der Fragensteller‹ ersetzt, als müsste der erlebten Nähe eine Distanz verschafft werden. Tatsächlich: Georg Renno ist Walter Kohl zu nahe gekommen, was der Autor nicht verschweigen wollte. Er schrieb auch über seine Phantasien, seine Ängste und Alpträume und gab damit zu verstehen, dass der für ein Verstehen erforderlichen Einfühlung Grenzen gesetzt sind. Ernst Klee, Autor von Standardwerken über die Euthanasie während der NS-Zeit, war empört über Walter Kohls Innenschau und erklärte ihn »zum Medium für Rennos Lügen«.⁵⁶

Ernst Klee tat meines Erachtens Walter Kohl unrecht, vor allem als er dessen immens schwieriges Forschungsvorhaben in der Folge insgesamt in Frage stellte, wenn er meinte: »NS-Täter zu befragen ist in aller Regel sinnlos. Sie haben sich ihre Wahrheit zurechtgebogen.«⁵⁷ Erstens tun wir das alle. und zweitens geht es nicht darum, InterviewpartnerInnen mit Wahrheitsbeweisen zu begegnen, sondern zu erfahren *wie* diese ihre Biographie konstruieren. Auch TäterInnen haben ihre ›Wahrheit‹, der man nur über das Gespräch – was sie auch sagen – näher kommen kann. Oder anders – mit Freud – formuliert: »Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen.«⁵⁸

Wie in jedem Interview war auch Walter Kohl dem Massenmörder nicht nur im manifesten Text begegnet, war nicht nur physisch berührt – hat ihm die Hand gereicht und sich gleichzeitig, ob des uneinsichtigen gebrechlichen Mannes voller Abscheu abgewandt – sondern die Berührung reichte ins Unbewusste, wie der Autor durch die Erzählung seines Traumes uns mitzuteilen versuchte. Eine interessante Botschaft, wenngleich die weiteren analytischen Schritte auf dem

»Königsweg« ausständig blieben. Trotzdem vermittelt uns Walter Kohls Schilderung der Gesprächsbeziehung viel über Georg Renno, aber auch über den Umgang mit Tätern, Täterinnen und Tätergeschichten.

»Wer den Menschen untersucht, weiß, dass er selbst menschlich ist wie sein Objekt und dass er, indem er es erforscht, sich unvermeidlich auch selbst erforscht.«⁵⁹ Devereuxs Aussage klingt selbstverständlich und kaum jemand wird sie bestreiten. Bei genauerer Überlegung verliert sie jedoch an Simplizität, denn wo kann man über derartige Einsichten erfahren? In der Regel bleiben sie *privatim* gehalten, manchmal nur angedeutet, vielleicht im Vorwort erwähnt, dass einer Arbeit spannende Erfahrungen in Gruppendiskussionen oder analytische Supervisionen vorausgingen, die jedoch im Hintergrund der folgenden Verschriftlichung verschwinden. Umso bemerkenswerter, wenn diese Reflexionen der Selbsterforschung, über den eigenen Forschungsprozess, über Veränderungen der ForscherInnen selbst, im Kontext der Forschungsthematik zur Diskussion gestellt werden.

Blitzlicht 31: Anlässlich der Verleihung eines Staatspreises, bedankte sich der geehrte Historiker Ernst Hanisch mit einer bemerkenswerten Rede.⁶⁰ Er stellte sich der Kritik von Ruth Beckermann und Wolfgang Reiter,⁶¹ dass er in seinem Buch *Der lange Schatten des Staates* den berühmten österreichischen Nationalökonom Joseph Schumpeter zum Juden erklärte, obwohl er keiner war, ja der sogar durch antisemitische Aussprüche hervortrat. Tiefsitzende Vorurteile über Aussehen, Sozialstatus und Herkunft führten zu dieser Fehlleistung und schließlich auch zur Einsicht, dass der Philosemitismus häufig nur einen umgekehrten Antisemitismus darstellt. Hanisch erkannte, dass nicht nur das ›Ich‹ die schreibende Feder des Wissenschaftlers führt. Auf seiner Reise durch die Fachliteratur und Archivbestände waren die nationalsozialistisch gesinnte Familie, in der er aufgewachsen war, die katholische Kultur am Pfarrhof, die – wie er schrieb – »in ihrer Tiefenstruktur, in der Wahl der Bilder, in ihrem Imaginären antijüdisch geformt«⁶² war – seine ständigen Wegbegleiter, welche die Fehlleistung motivierten. Eine Fehlleistung, die konstruktiv erst dann einen Sinn erhielt, als er sie zur Diskussion stellte.

Blitzlicht 32: In ihrer Arbeit *Die Generation danach* reflektiert die Autorin Margit Reiter sehr offen über ihre Gegenübertragungsreaktionen und scheut sich nicht, kritische Kontroversen zu diskutieren. Virulent geriet es um eine Formulierung ihres Einladungsbriefes, sie sei auf der Suche nach InterviewpartnerInnen der »sogenannten zweiten Generation (›Kinder der Täter.«⁶³), die unter anderem bei einigen potentiellen GesprächspartnerInnen Ablehnung, Abwehr, gar Aggression hervorrief. Für die Autorin ein Abwehr-Mechanismus, der ihr folgend verständlich wurde:

Im Laufe meiner Arbeit habe ich den Begriff ›Kinder der Täter‹ wohl hunderte Male getippt. Da ich aufgrund meines hohen Schreibtempos sehr zu Tippfehlern neige, passierte es mir öfters, dass ich mich um eine Taste vertippte und am PC-Bildschirm anstelle dessen ›Kinder der Töter‹ zu lesen war. Es war diese winzige und doch so verstörende Veränderung, die Verschiebung von der Abstraktion (Täter) zur Konkretion (Töter = Mörder), die mich erschrecken ließ und mir die Brisanz dieses Begriffes drastisch vor Augen geführt hat. Mein Erschrecken darüber – so könnte ich mir vorstellen – spiegelt das Erschrecken und die instinktive Abwehr der Nachkommen wider, weil sie ihre eigenen Väter/Mütter durch die Benennung als ›Täter‹ assoziativ mit Mord in Zusammenhang gebracht sehen.⁶⁴

Das ist vorstellbar. Aber worin liegt das unbewusste Motiv, das sich in den Denk- und Handlungsvorgang einmischt und verändert? Ist es nicht er, der (kleine) Finger, der die Täter tötet? Wäre es nicht vorstellbar, dass eine abgewehrte Aggression diese Fehlleistung produziert und sich diese in der Abwehr und Aggression so mancher BriefempfängerInnen widerspiegelt?

Beide Beispiele erachte ich als sehr wichtige Darstellungen, die keinesfalls nur als Einzelfälle zu betrachten sind. Es sind »wissenschaftliche Erfahrungen« im Forschungsprozess, die Bedeutsames über das eigentliche Forschungsthema berichten. Erfahrungen in der Form, dass sie »sich mit der Realität auseinandersetzen, in der sich aggressive und libidinöse Triebregungen mischen und durch welche erkannt werden soll, was ist. Jenseits von Wünschen und Illusionen soll der Wissenschaftler Zeugnis ablegen von dem, was er erfahren hat.«⁶⁵ Mario Erdheim und Maya Nadig haben eindrucksvoll beschrieben, dass eben diese lebendigen Erfahrungen durch Institutionen, Universitäten, durch akademische Milieus einem Zerstörungsprozess unterliegen. Libidinöse und aggressive Triebwünsche werden dort als Gefahr wahrgenommen, müssen ins Unbewusste verdrängt werden, sind somit unkontrollierbar und können die kreative Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand (zer)stören. Gerade in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ist man – in Österreich ganz speziell – mit Extremen konfrontiert, welche die Thematisierung aller »wissenschaftlichen Erfahrung« zur besonderen Bedrohung werden lassen, weil die Betroffenheit ausnahmslos ist. Je unterschiedlich, ob als Angehörige/r einer Opfer- oder TäterInnen/MitläuferInnengeschichte – ist jeder Österreicher, jede Österreicherin intergenerativ in irgendeiner Form involviert. Die Begegnung mit dem Tod, Mördern/Mörderinnen und Ermordeten ist zunächst meist eine sprachlose Konfrontation, es dominiert(e) ein dynamisches Schweigen, dass sich in akademischer Beschreibung oft nur mehr lebensfremd und trocken aufgehoben erahnen lässt.

Eine Phänomenologie des Schweigens ist noch ausständig.

Schweigen, zum eigenen Schutz; Schweigen, um andere zu schützen. Schweigen, um seine Wahrheit zu behalten, bis hin – in Täterzusammenhängen – zu einem Ver-Schweigen, das zur Lüge gereicht. Oft ist Wortlosigkeit die einzig mögliche Ausdrucksform, ganz im Sinne von Jean Améry, der meinte: »Das Wort entschläft überall dort, wo eine Wirklichkeit totalen Anspruch stellt.«⁶⁶ Die Begegnung mit Mario Piccioli war mir in dieser Hinsicht sehr lehrreich:

Blitzlicht 33: Mario Piccioli überlebte das KZ Ebensee und das Lager III der Hermann-Göring-Werke. Bei seiner Befreiung wog er 31 Kilo. Mehrere Male fiel im Gespräch die Formulierung: »Das können Sie nicht verstehen!« Und er hatte Recht. Mit welchen Worten sollte er uns »Hunger« erklären, mit welchen »Durst«? Begriffe, die wir zwar auch mit Erfahrung füllen können, aber mit der Erlebnisqualität unseres Gesprächspartners keine Gemeinsamkeit besitzt. Wortlos erzählte uns Herr Piccioli über die Peitschenhiebe durch den Kapo, indem er – »Schauen Sie her, ich zeige es Ihnen!« – aus seinem Lehnstuhl aufsprang, sich niederkniete und vornüber den Rücken nach oben kehrte. Schließlich hatte er eine Videodokumentation vorbereitet und wir sahen gemeinsam eine Stunde lang Bildsequenzen von Leichenbergen, die mit Baggergeräten in Massengräber verscharrt wurden, ausgemergelte Menschen, die apathisch in Kameras blickten, Gaskammern und wieder Leichen. Während die Grenzen meiner Empathie überschritten waren, schien Herr Piccioli beruhigt, als ob ihm die Vorführung dieses Filmmaterials Zufriedenheit verschafft hätte, indem er wenigstens zeigen konnte, was mit Worten nicht zu sagen war.

Der Einfühlung, der Sprache und auch dem Zuhören sind Grenzen gesetzt. Kurt Eissler plädierte in diesem Zusammenhang dafür, »die Gefühlsreaktion der Unerträglichkeit als eine adäquate Reaktion beim Zuhören anzusehen.«⁶⁷ In Konfrontation mit solch extremtraumatischen Erzählungen scheidet bei der Aufnahme der Rückgriff ins Reservoir der eigenen Erfahrungen.

Nicht ganz. Das zeitlose Unbewusste vermag sich über Umwege qualitative Zusammenhänge zu schaffen, die nicht gleich erkennbar sind. Eine Melange von Emotionen, die, durch die Forschungsarbeit provoziert, erst mal verständnislos den Forschungsprozess begleiten beziehungsweise belasten können. Nach Dori Laub wird man – ob man will oder nicht – des Zeitzeugen Zeuge, denn »die Person, die dem Trauma zuhört, wird [...] Teilnehmerin und Teilhaberin des traumatischen Ereignisses: Durch das bloße Zuhören wird sie zu jemandem, der das Trauma zumindest teilweise in sich selbst erlebt.«⁶⁸ Allein aus diesem Grund sind gerade in diesem Forschungsfeld stützende Supervisionen unbedingt erforderlich.⁶⁹

In meinem Fall war es ein Walhai, der mich mehrmals in Alpträumen begleitete, wenn ich besonders tief in extremtraumatische Lebensgeschichten *eingetaucht* war.

Blitzlicht 34: Tauchen ist schon seit über zwei Jahrzehnten meine Leidenschaft. Mein Logbuch verrät den genauen Zeitpunkt eines für mich besonderen Erlebnisses: 19.03.1989 um 13 Uhr 20. Sail Rock inmitten des Indischen Ozeans. Mein 40. Tauchgang, also noch sehr unerfahren, konnte ich mir die extrem schlechte Sicht nicht erklären. Ebenso mein englischer Tauchpartner, der plötzlich inmitten des Tauchgangs panikartig verschwand. Ich hatte keine Ahnung, warum. Bis ich mich umdrehte und mich in Reichweite einem riesengroßen Maul eines mehrere Meter langen Ungetüms gegenüber sah. Ich dachte – nein, ich dachte nichts, ich fühlte meine letzte Minute, als der Koloss auch schon wieder verschwunden war. Das Gelächter unseres Tauchführers an Bord des Schiffes konnte uns wenig beruhigen. Ein Walhai, zahnlos, sanft und neugierig, der sich im vielen Plankton labte. Nach viel gesammelter Erfahrung und Lektüre kann ich heute – ich hatte seither noch zwei Mal das Glück – den Anblick dieses majestätischen, größten Fisches der Meere genießen. Trotzdem, der gebannte Schrecken, die Verschmelzung von Leidenschaft, Entdeckerlust und der (meiner einzigen) Erfahrung von Todesangst verschaffte sich im Traum weitere Aufmerksamkeit. Aber wann? Lange Zeit ist es mir nicht auf- und eingefallen, dass es 1987 in Israel war, wo ich das Tauchen kennen lernte und zwar unmittelbar nachdem wir in Haifa die Psychoanalytikerin Margit Herz-Hohenberg besucht und über ihr Leben erfahren hatten, u. a. wie sie in Lebensgefahr vor den NationalsozialistInnen aus Wien geflohen war.⁷⁰

Über Sprachlosigkeit, über die Unfähigkeit des Sprechens beziehungsweise die Unfähigkeit des Zuhörens kann schnell gesprochen, auch geschrieben und noch schneller geurteilt werden. Zu vielgestaltig sind die Erfahrungen, in denen uns diese vermeintliche Leere unheimlich begegnet. Theodor Reik⁷¹ hat schon früh darauf hingewiesen, dass die analytische Beobachtung der vereinfachten Ansicht widerspricht, dass Schweigen nur Schweigen oder Stummsein bedeute. In vielfachen Intensitätsgraden und Nuancen tritt uns Schweigen in gegensätzlichen Bedeutungen entgegen: sei es ein eisiges, bedrückendes und beruhigendes, ein trotziges und demütigendes, missbilligendes und zustimmendes, verurteilendes und entschuldigendes Schweigen. Es ist nicht von geringer Bedeutung zu erkennen, was ein/e Andere/r mit Schweigen meint, damit »sagen will«, was Sprechen verschweigt und das Schweigen spricht. Aber ist es so einfach? Besonders dann, wenn im Kollektiv sinn- und identitätsstiftend die Verheimlichung des gesprochenen Schweigens benötigt wird, ohne es zu wissen? Die unbewusste Angst vor dem »sozialen Sterben«, »in welchem die sozialen und kulturspezifischen Rollen zerfallen, die unbewussten Werte und Identitätsstützen ins Wanken kommen und damit auch die diesen Verhältnissen angepassten Wahrnehmungsformen«,⁷² macht es so schwierig, das Schweigen – nicht nur zu brechen, sondern – sprechen zu lassen. Besonders dann, wenn der soziale Ort des Geschehens mit den ersten Liebeserfahrungen

verbunden ist – in der Familie. Der kollektiv gestaltete Familienroman soll unter anderem die Wahrnehmung verhindern, dass Liebe und Vernichtung zu zwei Seiten einer Medaille verschmelzen, denn: »[W]er sich der Geschichte des Nationalsozialismus auf dem Wege der biographischen Recherche nähert, gerät, was immer er untersucht, in gleichsam familiäre Nähe zur Unmenschlichkeit«.73 Und diese Nähe ist schwer zu ertragen. Zuvorderst in der eigenen Herkunftsfamilie – der »Keimzelle der Kultur« (Freud). Aber dies gilt auch für religiöse, politische etc. und auch wissenschaftliche Familien, womit ich wieder – und zwar in geteilter Erschütterung – am Beginn meines Beitrages angelangt wäre. Eine Erschütterung, die ganz aktuell durch zwei Publikationen die kleine psychoanalytische Welt des Landes erfasste und an dieser abschließenden Stelle Erwähnung finden soll.

Als ich einst – ziemlich genau – vor 29 Jahren mein Psychologie-Studium an der Universität Salzburg begann, war von Beginn weg der Teufel los. Univ. Prof. Gerhard Harrer hatte am 20. Jänner 1979 Primarius Heinrich Gross zum Vortrag geladen. Das Thema: *Tötungsdelikte Schizophrener*. Die beiden ehemaligen SS-beziehungsweise SA-Männer sahen sich lautstarken Protesten ausgesetzt. Allen voran die Arbeitsgemeinschaft Kritische Medizin mit Werner Vogt, die mit einem Flugblatt den Referenten aufforderte, doch über »Tötungsdelikte an Geisteskranken« zu sprechen, wovon er eine Menge verstehe. Klage. In erster Instanz wurde Vogt schuldig-, in zweiter freigesprochen. Der Wahrheitsbeweis war erbracht, dass Heinrich Gross während der NS-Zeit *Am Spiegelgrund* an der Tötung hunderter geisteskranker Kinder beteiligt war. Bald hatte sich die Aufregung gelegt und ich hatte Wichtiges zu tun. Am 1. Oktober 1979 emeritierte Prof. Igor A. Caruso, und seinem Institut, an dem lebhaft und lustvoll studiert wurde, drohte der Untergang. Eine wohl einzigartige Protestbewegung – der ich jahrelang als Studienrichtungsvertreter angehörte – wehrte sich gegen die Vertreibung der Psychoanalyse von der Universität. Ein Wissenschafts-Cabaret zog durch die Lande, international hatten wir – *in memoriam* Igor A. Caruso – solidarische WissenschaftlerInnen in einem Taschenbuch74 versammelt, eine eigene Gegen-Uni und Fachzeitschrift75 wurden ins Leben gerufen.

Aber zurück zum besagten 20. Jänner 1979: Was muss in Prof. Caruso vorgegangen sein, als er von dieser Veranstaltung erfuhr? Wir hatten ihn nicht danach gefragt, obwohl ihm zu sprechen zumute war. Kurz darauf – am 4. April tat er es, öffentlich im Radio:76 Er sei auch *Am Spiegelgrund* tätig gewesen; dort seien viele Kinder umgebracht worden; er habe dort die Geheimnisse des Dritten Reiches durchschaut. Aber wir hörten ihn nicht. Wir »schützten einerseits den gesundheitlich geschwächten Caruso, segelten andererseits aber in unserem Interesse unter seiner Flagge und förderten seine Heroisierung«,77 und nach seinem Tod analysierten wir unseren Beitrag zu seinem Mythos, lasen und forschten viel: über

Psychoanalyse und Nationalsozialismus, über Widerstandskampf und biographische Opfergeschichten und herausragend unser Symposium *Der Einmarsch in die Psyche*,⁷⁸ an dem u. a. speziell über die Geschichte der Euthanasie, über den ›Fall Gross‹, über Psychologie, Psychiatrie und Psychoanalyse im Nationalsozialismus diskutiert wurde. Aber die Lebensgeschichte Carusos war kein Thema. Irgendwann wusste jede/r irgendetwas, aber kein Forschungsprojekt, keine Dissertation, keine eigene Diskussion entstand in unseren Reihen. Auch nicht, als 1988⁷⁹ das Unbehagen erstmals öffentlich wurde.

Die Serie der Interaktionen«, schrieb Reinhard Sieder, »zwischen den interpretierenden Erzählern und ihrem wechselnden Publikum konstituiert das kollektive Gedächtnis und mit ihm die kollektive Erinnerung – gleich ob sie Laien oder Professionelle des Erinnerns und des Deutens sind, gleich ob sie ihre Erinnerungen mündlich oder schriftlich oder auch audiovisuell kommunizieren. Die kollektive Erinnerung unterliegt folglich einer schleichen- den Revision durch die Erinnerungsarbeit der einzelnen Akteure, wie umge- kehrt Verschiebungen im kollektiven Gedächtnis das personale Gedächtnis zur Reformulierung von Erinnerungen zwingen können.⁸⁰

Das ist treffend formuliert, nur: Die Revision muss nicht schleichend, sie kann auch plötzlich vonstatten gehen und zu ruckartigen Verschiebungen führen.

So erschienen kürzlich fast gleichzeitig zwei Arbeiten über Igor Carusos Involvierung in das Euthanasieprogramm der NationalsozialistInnen, über seine psychologischen Gutachten *Am Spiegelgrund*, in denen das Geahnt-Gewusste auf je unterschiedliche Weise erforscht und beschrieben wurde und die zu zahlreichen Diskussionen, Erregungen und Empörungen führten.⁸¹ Auch viele moralische Zeigefinger verbohren sich zurzeit in den offengelegten Wunden und verhindern, wichtige Fragen zu stellen. Vor allem eine: Wie eng sind doch die Grenzen einer persönlichen/wissenschaftlichen biographischen Annäherung zur Aufarbeitung des Nationalsozialismus, vor allem (wie in diesem und meinem Fall) für professionelle ErinnerungsarbeiterInnen, die sich obendrein in die analytische Methodik des Gesprächs, des Zuhörens, der Erforschung des Unbewussten und der biographi- schen Forschung vertieft haben?

Eine Frage, die mich noch lange beschäftigen wird.

Eine Frage, die zur Bescheidenheit mahnt.

Anmerkungen

- 1 Für sehr verständnisvolle und hilfreiche Diskussionen danke ich: Gerhard Benetka, Johanna Gehmacher, Gabriella Hauch, Harald Herzog, sowie den psychoanalytischen Arbeitsgruppen »Cafe Central«: Clemens Drechsel, Yvonne Egger-Habib, Arin Sharif-Nassab, Hale Usak und »PSBV«: Anna Koellreuter, Ulrike Körbitz und Cornel Textor.
- 2 Igor A. Caruso, *Die sozialen Aspekte der Psychoanalyse*, Stuttgart 1962.
- 3 Maya Nadig u. Johannes Reichmayr, Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthéy, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff u. Ines Steinke, Hg., *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg 2000, 72–84, 83.
- 4 Georges Devereux, *From Anxiety to Method in the Behavioral Sciences*, Paris u. Den Haag 1967 [*Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*, Frankfurt am Main, Berlin u. Wien 1976].
- 5 Ebd., 190.
- 6 Mario Erdheim u. Maya Nadig, *Wissenschaft, Unbewusstheit und Herrschaft*, in: Hans Peter Duerr, Hg., *Zur Ethnopsychanalyse von Georges Devereux*, Frankfurt am Main 1987, 163–176, 168.
- 7 Devereux, *Angst*, wie Anm. 4, 20.
- 8 Ebd., 64.
- 9 Ebd., 67.
- 10 Sigmund Freud (1933), XXXI. Vorlesung: *Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit*, in: Ders.: *Gesammelte Werke XV*, Frankfurt am Main 1999, 62–86, 62.
- 11 Vgl. meine *Schriftenreihe zur Psychoanalyse und Qualitative Sozialforschung* im Innsbrucker Studienverlag.
- 12 Eigene Forschungsprojekte, Supervision, Betreuung von Diplomarbeiten/Dissertationen und vor allem meine Erfahrungen in der Historikerkommission »Zwangsarbeit in den Reichswerken Hermann Göring am Standort Linz« (Leitung Univ.-Prof. DDR. Oliver Rathkolb), in deren Rahmen ich 32 biographische Gespräche durchführte.
- 13 Karl Fallend, *Zwangsarbeit – Sklavenarbeit in den Reichswerken Hermann Göring am Standort Linz. (Auto-)Biographische Einsichten*, in: Oliver Rathkolb, Hg., *NS-Zwangsarbeit: Der Standort Linz der Reichswerke Hermann Göring AG Berlin, 1938–1945*, Bd. 2, Wien, Köln u. Weimar 2001.
- 14 Gerne wird die Einzigartigkeit ignoriert, auf die Devereux hinweist, »dass ein Bericht, den er (der/die ForscherIn; K. F.) zu hören bekommt, niemals mit dem identisch sein kann, den derselbe Berichterstatter einer anderen Person gibt«, in: Devereux, *Angst*, wie Anm. 4, 29.
- 15 Vgl. Maya Nadig, *Die verborgene Kultur der Frau*, Frankfurt am Main 1986, 9.
- 16 Karl Fallend, *Unbewusste Zeitgeschichte. Über das schweigende Verhältnis von Psychoanalyse und Nationalsozialismus in Österreich*, in: Brigitte Grossmann-Garger u. Walter Parth, Hg., *Die leise Stimme der Psychoanalyse ist beharrlich*, Giessen 1999, 337–350, 341.
- 17 Ebd.
- 18 Vgl. Fallend, *Zwangsarbeit*, wie Anm. 13, 53.
- 19 Vgl. Fallend, *Zwangsarbeit*, wie Anm. 13, 93 ff.
- 20 Annemarie Laimböck, *Das psychoanalytische Erstgespräch*, Tübingen 1999, 21.
- 21 Ela Hornung, *Warten und Heimkehren. Eine Ehe während und nach dem Zweiten Weltkrieg*, Wien 2005, 53.
- 22 Ebd.
- 23 Ebd., 200.
- 24 Aleida Assmann, *Stabilisatoren der Erinnerung – Affekt, Symbol, Trauma*, in: Jörn Rüsen u. Jürgen Straub, Hg., *Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Erinnerung, Geschichte, Identität 2*, Frankfurt am Main 1998, 131–152, 151.
- 25 Vgl. Fallend, *Zwangsarbeit*, wie Anm. 13, 8 f.
- 26 Eine solche Situation kann sich aber auch produktiv gestalten. Ein Kollege wollte seine Forschungsarbeit vermeintlich gender-sensibel gestalten, beschränkte seine Themenstellung auf die Perspektive von Männern und hatte damit keine Chance. Ehe- und Lebenspartnerinnen forderten nicht nur explizit ihren Platz in der Forschungsarbeit, sondern involvierten sich kontinuierlich in die (szenische) Inszenierung der Interviews, sodass in Folge die besondere Bedeutung der Frauen für die Thematik nicht mehr zu übersehen war. Vgl. Clemens Drechsel, *Chilenische Flüchtlinge in Österreich. Biographische Studien zweier Generationen*, unveröff. Diplomarbeit, Innsbruck 2005, 26 ff.

- 27 Dieses Problem ist auch virulent, wenn mit DolmetscherInnen gearbeitet wird. Eine spezielle Situation, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Einzig soll erwähnt werden, dass ÜbersetzerInnen eine gute Vor- und vor allem Nachbereitung benötigen, da die psychische Belastung durch das gleichzeitige Agieren in zwei Welten enorm sein kann. Über diese ver-rückte Situation siehe: Ulrike Körbitz, »...wenn Worte sich verdoppeln ...« Übersetzungsprozesse im therapeutischen Raum mit Asylsuchenden, in: kuckuck. Notizen zur Alltagskultur (2006), H. 1, 42–44.
- 28 Vgl. ebd., 261 ff.
- 29 Vgl. ebd., 208.
- 30 Vgl. Harry Hermanns, Interviewen als Tätigkeit, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff u. Ines Steinke, Hg., Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg 2000, 360–368, 366. Dieser empfehlenswerte Aufsatz behandelt in aller Kürze die wesentlichen Problemstellungen.
- 31 Vgl. Fallend, Zwangsarbeit, wie Anm. 13, 275–330.
- 32 Und gesetzt den Fall doch? Viele hitzige Debatten erlebte ich bezüglich der Frage, ob dann eine Aufhebung der versprochenen Anonymität wissenschaftsethisch gerechtfertigt sei. Meine bejahende Position – ich sehe hier einen großen Unterschied zu Beichte oder Psychotherapie – war nicht unwidersprochen.
- 33 Vgl. Fallend, Zwangsarbeit, wie Anm. 13, 269 ff.
- 34 Vgl. Devereux, Angst, wie Anm. 4, 109 ff.
- 35 Karl Fallend, »An wen soll ich schreiben? An Gott?« Regie: Nikolaus Büchel, Musik: Peter Androsch, Landestheater Linz, Premiere: 13.01.2002.
- 36 Fallend, Zwangsarbeit, wie Anm. 13, 178–209.
- 37 Ganz speziell bezeichnete Henrik Broder die Suche nach biographischen Gemeinsamkeiten als »Verstoß gegen das Erste Gebot der Wissenschaft vom Holocaust – ›Du sollst nicht vergleichen‹«. Eine bemerkenswerte Formulierung, die ich mir zu Eigen machte. Zit. nach Gabriele Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main u. New York 1995, 19.
- 38 Lutz Niethammer, Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Lutz Niethammer u. Alexander von Plato, Hg., »Wir kriegen jetzt andere Zeiten« Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin 1985, 392–445, 410.
- 39 Alexander von Plato, Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse. Problem-aufriß und Literaturüberblick (60 Absätze). Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research (On-line Journal), 5(1), Art. 18, Abs. 54, 2004, <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-04/1-04plato-d.htm> (22.06.2008).
- 40 Jean Laplanche u. Jean-Bertrand Pontalis, Das Vokabular der Psychoanalyse, Bd. 1, Frankfurt am Main 1977, 169.
- 41 Laimböck, Erstgespräch, wie Anm. 20, 22.
- 42 Sigmund Freud (1912), Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung, in: Ders., Gesammelte Werke Bd. VIII, Frankfurt am Main 1999, 376–387, 377.
- 43 Sigmund Freud (1909), Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben, in: Ders. Gesammelte Werke Bd. VIII, Frankfurt am Main 1999, 243–377, 259.
- 44 Vgl. Fallend, Zwangsarbeit, wie Anm. 13, 57–68.
- 45 Vgl. ebd., 149–164.
- 46 Devereux, Angst, wie Anm. 4, 134 f.
- 47 So kann ich mich der Ansicht von Gerhard Botz, auch wenn sie um Relativierung bemüht ist, nicht anschließen, wenn er meint, »dass das Geschlecht des Interviewenden bei der Strukturierung des Interviews und der Fokussierung von dessen Inhalt unter Umständen meist höher zu veranschlagen ist, als das Geschlecht des Interviewten und dessen ›realer‹ Lebenslauf; d. h. ›typische Frauengeschichten‹ werden nicht unbedingt von einer Interviewten erzählt, sondern eher durch eine interviewende Frau geschaffen«. In: Gerhard Botz, Hg., Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus, Wien 2005, 18.
- 48 Eine derartige Erfahrung findet auch ihren Niederschlag in der Studie von Hale Sahin, Unter unserem Seelenteppich, Lebensgeschichten türkischer Frauen in der Emigration. Sozialpsychologische Studien, Psychoanalyse und Qualitative Sozialforschung 3, Innsbruck, Wien u. Bozen 2006, 106. Völlig anders verlief die Trauergeschichte bei Arin Sharif-Nassab, der einen polnischen Interview-

- partner für gestorben wählte, weil Briefe unbeantwortet blieben und auch die Telefonnummer nicht mehr gültig war. Nach Jahren – sein Buch war schon erschienen – meldete sich der Totgeglaubte mit einigen Anmerkungen zum Interview. Früher war es ihm nicht möglich, denn zu sehr schmerzte ihn die Lektüre. Arin Sharif-Nassab, *Über-Lebensgeschichten. Der Holocaust in Krakau – Biographische Studien, Psychoanalyse und Qualitative Sozialforschung 1*, Innsbruck, Wien u. Bozen 2005.
- 49 Vgl. Niethammer, *Fragen*, wie Anm. 38, 438.
- 50 An dieser Stelle möchte ich eine Erfahrung nicht unerwähnt lassen, die ich mehrmals gemacht habe: Ältere und wenig begüterte InterviewpartnerInnen, denen die Tugend der Sparsamkeit schon seit Kindheit eigen war, entwickelten einen irritierenden Rededrang, der aber nicht einem Redebedürfnis gleich kam. Gesprächspausen wollten einfach nicht zur Ruhe oder Reflexion genutzt werden. Eine Interviewpartnerin fasste die Lösung in Worte: »Könne man nicht das Tonband ausschalten, es wäre doch sonst eine Verschwendung.«
- 51 In einem anderen Zusammenhang fand eine derartige Erfahrung eine konstruktive Wendung, da sich in der Forschungsbeziehung das Forschungsthema widerspiegelte. Vgl. Yvonne Egger-Habib, *Emotionale Abhängigkeit in Partnerschaften bei Frauen. Eine qualitative Studie zur Bedeutung der emotionalen Abhängigkeit*, unveröff. Diplomarbeit, Innsbruck 2006, 91 ff.
- 52 Auf Erfahrungen über die Sequenz des Interpretationsprozesses von Interview-Transkripten konnte ich nicht eingehen, sie hätten den Rahmen der Arbeit gesprengt. Ebenso lag es nicht in meiner Absicht das Verhältnis von Psychoanalyse und Geschichte zu beleuchten, das ausführlich von Alexander von Plato, wie Anm. 39, durchgeführt wurde.
- 53 Eine Empfehlung: Wolf-Dieter Narr u. Joachim Stary, *Lust und Last des wissenschaftlichen Schreibens. Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer geben Studierenden Tips*, Frankfurt am Main 2000.
- 54 Oft und von vielen Seiten hörte ich das Gerücht, dass es vor nicht allzu langer Zeit am Institut für Psychologie der Universität Innsbruck untersagt war, in Seminararbeiten das Wort »Ich« zu verwenden.
- 55 Walter Kohl, »Ich fühle mich nicht schuldig«. Georg Renno, *Euthanasiearzt*, Wien 2000.
- 56 Ernst Klee, in: *Die Zeit* (2000), 16.
- 57 In einer privaten Diskussion äußerte sich ein Kollege in ähnlicher Deutlichkeit, indem er sich nicht nur gegen Täter/innen-Interviews, sondern gar für ein Empathie-Verbot aussprach. Eine fatale Einstellung, die ein dialektisches Verständnis einer Opfer-Täter-Beziehung außer Acht lässt und die Illusion nährt, sich auf eine Seite forschen beziehungsweise schreiben zu können. Und wie verhält es sich mit den eigenen TäterInnen-Anteilen?
- 58 Sigmund Freud an Arnold Zweig am 31. Mai 1936, in: Sigmund Freud u. Arnold Zweig, *Briefwechsel*, Frankfurt am Main 1984, 137.
- 59 Devereux, *Angst*, wie Anm. 4, 179.
- 60 Ernst Hanisch, *Bin ich ein Antisemit?* In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 8 (1997), H. 1, 144–146.
- 61 Ruth Beckermann u. Wolfgang Reiter, *Heimat-Fibel des Kleinen Mannes oder Der lange Schatten der Provinz*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 7 (1996), H. 1, 135–143.
- 62 Hanisch, *Antisemit*, wie Anm. 59, 145.
- 63 Der Täterbegriff wurde bewusst in all seinen Facetten formuliert: »Die Palette reicht dabei von prominenten NS-(Straf-)TäterInnen, NS-FunktionärInnen und NSDAP-Mitgliedern über die große Zahl der Wehrmachtssoldaten und Frauen an der »Heimatfront« bis hin zu den opportunistischen »MitläuferInnen«, die sich an das NS-System auf unterschiedliche Weise angepasst haben.« Margit Reiter, *Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis*, Innsbruck, Wien u. Bozen 2006, 313 u. 20.
- 64 Ebd., 22.
- 65 Mario Erdheim u. Maya Nadig, *Die Zerstörung der wissenschaftlichen Erfahrung durch das akademische Milieu. Ethnopschoanalytische Überlegungen zur Aggressivität in der Wissenschaft*, in: Mario Erdheim, Hg., *Psychoanalyse und Unbewusstheit in der Kultur*, Frankfurt am Main 1988, 99–115, 100.
- 66 Jean Améry, *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*, München 1988.

- 67 Kurt Eissler, Die Ermordung von wie vielen seiner Kinder muss ein Mensch symptomfrei ertragen können, um eine normale Konstitution zu haben? In: *Psyche* 17 (1963), H. 5, 241–291, 286.
- 68 Zit. n. Christian Schneider, Trauma und Zeugenschaft. Probleme des erinnernden Umgangs mit Gewaltgeschichte, in: *Mittelweg* 36, 16 (2007), H. 3, 59–74, 70.
- 69 Besonders dann, wenn bestimmte Forschungskonstellationen die Belastungen auf ihre Weise noch erhöhen. So möchte ich davon abraten derartige Forschungen quasi im Familienverband durchzuführen: In der nämlichen Historikerkommission arbeitete auch meine Lebensgefährtin Gabriella Hauch, die sich speziell den Schicksalen der Zwangsarbeiterinnen widmete. Über zwei Jahre dominierte und belastete unsere Forschungsarbeit auch unsere Partnerschaft, was noch dadurch verstärkt wurde, dass ich als freiberuflicher Wissenschaftler über keinen eigenen Büroraum verfüge, sondern zu Hause arbeite und durch Berge von Büchern und Aktenmaterialien die Repressions- und Mordgeschichte als Sammelort von Leidensgeschichten über Folter, Mord und Zwangsabtreibungen auch in den eigenen vier Wänden Platz griff. Eine Wiederholung halten wir seither für ausgeschlossen.
- 70 Puzzle einer Klugen – Ein Besuch bei Dr. Margit Herz-Hohenberg (Haifa), in: *Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik* (1987) 12/13, 113–116.
- 71 Theodor Reik, Die psychologische Bedeutung des Schweigens, in: *Ders.: Wie man Psychologe wird*, Wien 1927, 101–126.
- 72 Erdheim u. Nadig, *Wissenschaft, wie Anm.* 6, 175.
- 73 Christian Schneider, Cordelia Stillke u. Bernd Leineweber, *Das Erbe der Napola. Versuch einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus*, Hamburg 1996, 10.
- 74 Institutsgruppe Psychologie der Universität Salzburg (Hg.), *Jenseits der Couch. Psychoanalyse und Sozialkritik*, Frankfurt am Main ¹1984.
- 75 Seit 1984: »Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik« erscheint bis heute, siehe: <http://www.werkblatt.at>
- 76 Igor A. Caruso, Ein autobiographisches Interview, in: *texte*, 8 (1988), H. 1, 142–147.
- 77 Institutsgruppe Psychologie Salzburg, *Annalen: Geschichte der Psychoanalyse von unten*, in: *Institutsgruppe, Jenseits*, wie Anm. 74, 275–297, 291.
- 78 Karl Fallend, Bernhard Handlbauer u. Werner Kienreich, Hg., *Der Einmarsch in die Psyche. Psychiatrie, Psychologie, Psychoanalyse im Nationalsozialismus und die Folgen*, Wien 1989.
- 79 Walter Parth, Über die Ideengeschichte des »Wiener Arbeitskreises für Tiefenpsychologie«, in: *texte*, 8 (1988), H. 1, 103–119.
- 80 Reinhard Sieder, *Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie*, in: *Ders., Hg., Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen*, Wien 1999, 234–264, 241.
- 81 Gerhard Benetka u. Clarissa Rudolph, »Selbstverständlich ist vieles damals geschehen ...«. Igor A. Caruso am Spiegelgrund, in: *Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik* (2008) 60, 5–45. Vgl. auch Elisabeth List, »Warum nicht in Kischiniew? – Zu einem autobiographischen Tondokument Igor Carusos«, in: *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis* (2008) 1/2, 117–141; und darüber in breiter Öffentlichkeit: Christa Zöchling, »Das wird alles auf uns niederprasseln«, in: *profil* 17, 21.04.2008, 32–34.